

Im Namen der *Gesellschaft für Australienstudien e. V.* herausgegeben von:

Prof. Dr. Gerhard Leitner
Freie Universität Berlin, Institut für Englische Philologie
Gosslerstr. 2-4, 14195 Berlin
Tel.: +49-30-838 723 51
Fax: +49-30-838 723 23
Email: leitner@philologie.fu-berlin.de

Bitte senden Sie alle **Korrespondenz und Manuskripte** an obige Adresse.

Manuskripte müssen sowohl in gedruckter Form, wie auch als Datei (in MSWord), ggf. über die Emailadresse an den Herausgeber gesandt werden.

Manuskripte, die anderswo erschienen sind, werden nur nach Rücksprache zur Veröffentlichung angenommen. Eine nachträgliche, anderweitige Veröffentlichung ist nach Rücksprache mit dem Herausgeber möglich, wobei ein Verweis auf dieses Organ erwartet wird.

Please send all **correspondence and manuscripts** to the editor.

Manuscripts should be sent to the editor in printed form and as a file (MSWord) or an email attachment. Manuscripts that have been published elsewhere will be considered for publication in special cases. A publication elsewhere is possible upon prior consultation with the editor. It is expected that the subsequent publication carries a reference to this periodical.

Ziele des GASt Newsletter

Der *Newsletter* der Gesellschaft für Australienstudien e. V. (GASt) setzt sich zum Ziel,

- wissenschaftlich und akademisch interessante Themen aus dem weiten Bereich der Australienstudien einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, den Dialog zwischen den Disziplinen und mit Australienexperten zu fördern;
- Anregungen aus der Lehre heraus aufzugreifen und in sie hineinzutragen, wobei damit die Lehre an den Hoch- und Fachhochschulen, aber ggf. auch der schulische Unterricht gemeint sind;
- ein informelles Podium für den wissenschaftlichen Nachwuchs bereit zu stellen;
- wissenschaftlich oder aus anderem Grund interessante Publikationen in der Form von Rezensionen einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen;
- aktuelle politische, kulturelle, wirtschaftliche Themen Australiens und den deutsch-australischen und europa-australischen Bereich zu reflektieren, wobei auf die aktuelle politische Auseinandersetzung Bezug genommen werden kann; ein besonderes Anliegen ist es, auf die mediale Berichterstattung Australiens und die wechselseitige Darstellung einzugehen;
- als Organ der GASt, die Aktivitäten aus dem Vorstand, den Mitgliederversammlungen und Tagungen für die Mitglieder und Nichtmitglieder sind eingeladen, Beiträge für den *Newsletter* einzusenden.

Verlage werden gebeten, Rezensionsexemplare relevanter Publikationen an den Herausgeber zu senden.

Der *Newsletter* ist offen für Weiterungen, die sich innerhalb der Australienstudien bemerkbar machen oder aus anderen Gründen sinnvoll erscheinen.

DER HERAUSGEBER

Redaktionstermin für GASt Newsletter 19 (2005): 15. Juli 2005 / July 15, 2005

© Die namentlich genannten Beiträger, einschl. der geäußerten Meinungen, ansonsten die Gesellschaft für Australienstudien e. V.

© Gesellschaft für Australienstudien für Sektion "Aus der Gesellschaft für Australienstudien"

Druck: Bergische Universität Wuppertal

ISSN 1617-9900

Auflage: 250

Der Herausgeber

Der für diese Nummer gewählte Schwerpunkt "Australiens Dynamik" enthält einige wichtige Beiträge zum Thema Wirtschaft, Kultur der Aborigines und der Sicherheitspolitik unter der Regierung John Howard. Es ist leider nicht gelungen, Beiträge zu Einwanderung, Film, und anderen Themen zu gewinnen. Auch musste ich auf den fest zugesagten Beitrag der australischen Botschaft verzichten, der auch nach mehrfacher Fristverlängerung nicht einging. Man wird sich das merken müssen. Dafür ist die Sektion zu Beiträgen aus Forschung und Lehre umso umfangreicher geworden und enthält u.a. den edierten Vortrag von Frau Heike Jöns zum Wissenschaftsaustausch im Rahmen der Alexander von Humboldt Stiftung, den sie auf der Mitgliederversammlung in Bonn im Februar 2004 gehalten hat. Der Leser wird hier Beiträge zur Literatur, zum Sprachverlust bei Aborigines u.a.m. finden. Wichtig sind Beiträge, die aus Studienabschlussarbeiten hervorgehen, zeigen sie doch die Dynamik der Australienstudien im Lande. Die Sektion Aktuelles enthält zwei Beiträge zum Australien Zentrum gedruckt, die das Thema der Nummer 17 zur Kulturpolitik fortsetzen. Manchen Lesern wird nicht entgangen sein, dass die für den Erfolg des Australienzentrums so entscheidende der U Potsdam nicht erwähnt wurde. Es war nicht böser Wille, sondern ein unverzeihliches Vergessen. Der offene Brief von John Milfull ist willkommen, zumal er auch überleitet zum "Australien Zentrum, dem Dritten", das am 30. September 2004 mit einem erweiterten europäischen Anspruch eröffnet wird.

Das Schwerpunktthema für das Jahr 2005 soll sich der

Bildungspolitik

teils landesbezogen, teils im Vergleich Deutschland, Europa und Australien widmen. Nicht nur PISA und die Folgeuntersuchungen, auch der Widerstreit zwischen wirtschaftspolitischen und (eher traditionelleren) humanistisch geprägten Ansätzen könnten thematisiert werden. Während der Tertiärbereich vielleicht im Zentrum stehen wird, sollten Themen wie Bildung und (Im-) Migration, Integration, regionale Erfordernisse (Asia-Pacific versus Europäische Union, etc.) nicht außer Acht bleiben. Ich warte auf entsprechende Angebote.

Wenn ich mit der Nummer 19, 2005, fünf Nummern herausgegeben haben werde, wäre aus meiner Sicht zu überlegen, ob der *Newsletter* nicht ein erweitertes Herausgeberremium und eine breitere Struktur erhalten sollte. Erwägenswert wären Fragen wie

- ob Beiträge nicht vor Veröffentlichung von zwei Experten anonym bewertet werden sollten, damit der Newsletter als Publikationsmedium noch attraktiver wird,
- ob wir im Internet die für eine Rezension eingegangenen Bücher listen, so dass sich Rezessenten melden können etc.

Diese Fragen will ich einmal stellen, damit eine Diskussion unter den Mitgliedern in Gang kommt und eine neue Form für 2006 gefunden werden kann. Die Herausgeberschaft soll nicht zu einem (geliebten oder ungeliebten) Erbgut werden.

Berlin, 30. August 2004

Gerhard Leitner

SCHWERPUNKT
Australiens Dynamik in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur

The Vitality of Aboriginal Culture
Xavier Pons, University of Toulouse-Le Mirail

It is no shattering revelation to say that Aboriginal culture is in strife. Three years ago, Aboriginal leader Pat Dodson warned that Australia might have only 10 years to save the world's oldest living culture from extinction. "The survival issue for the indigenous people in terms of their cultural and spiritual connections, the uniqueness of that, is very much at risk," he said. "And if we don't address it in the next five or 10 years we will lose something that is of great value not only to Australia but for the rest of the world."¹

Viewed from whatever angle, Aboriginal society presents massive and intractable problems. All social indicators confirm the enormous extent of Aboriginal disadvantage—on virtually every measure, Aborigines are at the bottom of the socioeconomic heap. Indigenous Australians have a life expectancy that is shorter than the whites' by a staggering twenty years – they are worse off, in this as in other respects, than other indigenous peoples such as Native Americans, Indigenous Canadians or Maori. Poverty is far more prevalent among them than among non-Indigenous Australians; indeed, Aboriginal Australia, though located within one of the most prosperous countries in the world, is all too often reminiscent of the Third World. Poverty and unemployment are rife, and the low educational attainments of most Aborigines only perpetuate this situation. Remote communities bear the brunt of this and other disadvantages.²

Many Aborigines have no choice but to rely on welfare for their survival, since they have very little to expect from the job market. This creates a dependency which Noel Pearson called a poison, and which gradually erodes Aboriginal dignity and initiative. The resulting loss of pride and purposefulness has a very destructive impact on communities: bored Aborigines turn to alcohol and other drugs to escape from their depressing reality and idle, intoxicated males, deprived of the responsibilities which were theirs in traditional society, become frustrated and take it out on their wives and children, inflicting sometimes horrific injuries. 'The reality is that sexual assault and

¹ 'The end is nigh, warns Dodson', *The Age*, 24 June 2001.

² cf. D. Jopson, 'Aboriginal children cut off from schools', *Sydney Morning Herald*, 8 May 2002: Students in nearly seven in 10 of the nation's most remote indigenous communities are 100 kilometres or more from a high school offering classes up to year 12, a report says. More than 500 of these communities, with a total population of more than 40,000, are even more distant - 250 kilometres or more - from the nearest school providing the full six years of secondary education, according to the Australian Bureau of Statistics report, released this week.

violence is an epidemic in Aboriginal communities, Winsome Matthews, chairwoman of the NSW Aboriginal Justice Advisory Council, said in 2002.'³

All this contributes to the mostly negative image white Australians have of the Aborigines, who appear to be nothing but drunken, violent parasites, incapable of coping with the requirements of modern civilization. This is in a sense a resurgence of the 'doomed race' theory which in the 19th century held that Aboriginal extinction was inevitable. The difference is that today this sense of impending doom is shared by the Aborigines themselves, as witness the speech made in March 2002 by John Ah Kit, the nation's most senior black politician, in which he highlighted

the dysfunction that is endemic through virtually all of our communities, both in towns and the bush. We cannot pretend that a community is functional when half the kids do not go to school because they have been up most of the night coping with drunken parents, or because they themselves have been up all night sniffing petrol.

We cannot imagine that a community is functional when less than one in 10 people can read or write, or where people are too ill through chronic disease or substance abuse to hold onto a job let alone receive training, or where kids are born with illnesses that have largely disappeared from most of the Third World and those who survive into adulthood can be expected to die two decades earlier than their non-indigenous counterparts, or where only 14% of our kids reach Year 12 compared to 80% of their non-indigenous brothers and sisters in the cities and major towns.⁴

Ah Kit went on to evoke the 'downward spiral of despair' that is the lot of so many Aborigines, 'a spiral of being ill before birth, of being poorly fed in childhood, of being deaf at school, of a life without work that will be cut short by a litany of disease and violence. For far too many people, each week that goes by it is not marked with the simple joys of living, but with the need to organise funerals'.⁵

This pessimistic assessment does not apply only to northern Australia. As the *Age* reported in April 2003, 'Four deaths, eight attempted suicides. That's the frightening reality of just one month in South Australia's timelessly beautiful Anangu Pitjantjatjara lands, where every day scores of young Aborigines petrol-sniff their way to hallucinatory madness, brain damage - and early death'.⁶

Nor are future prospects much brighter. A few years ago, Social Justice Commissioner Bill Jonas noted that the sense of urgency and commitment to addressing indigenous over-representation in criminal justice processes has slowly dissipated. Indigenous people have continued to die in custody at high rates in the decade since the Royal Commission, and the average rate of indigenous people in corrections has steadily increased on a national basis since the Royal Commission. Yet in 2001, he went on to say, 'this hardly raises a murmur of discontent let alone outrage among the broader community. These facts either go unnoticed, or perhaps even worse in the age of

³ cf. D. Jopson, 'Black violence and sex assault "is an epidemic"', *ibid.*, 1 March 2002.

⁴ <http://notes.nt.gov.au/lant/hansard/hansard9.nsf/WebbyDate/FDBE38F9A2DA743469256BA000OB7A71>

⁵ *ibid.*

⁶ P. Debelle, 'A Community haunted by death', *The Age*, 20 April 2004.

reconciliation, are simply accepted and not challenged.⁷ The same is true of many other terrible facts of Aboriginal life.

Reconciliation has failed to materialise and PM John Howard remains as unsympathetic as ever to Aboriginal aspirations. The issues of land rights, of recognition of customary law and of a treaty have fallen off the national political agenda. ATSIC, the distinctively Aboriginal political and administrative structure which was to allow Aborigines to manage their own affairs, has long been bogged down in controversies and personal rivalries, to the point of becoming so dysfunctional, so incapable of reflecting the grassroots aspirations of its constituency⁸ that both the Government and the Opposition have concluded that it has to be abolished. A Newspoll survey conducted in June 2002 found that Aboriginal issues ranked at the very bottom of the public's preoccupations, far behind education, health, immigration and even inflation.⁹

Small wonder the conservative thesis which holds up assimilation as the only solution to the Aboriginal question is regaining the ground it had lost to self-determination. Assimilation would spell the end of Aboriginal culture as a distinct component of Australia's cultural landscape. Decades ago, it was defined in the following terms by Paul Hasluck in 1963: 'The policy of assimilation means that all Aborigines and part-Aborigines will attain the same manner of living as other Australians and live as members of a single Australian community enjoying the same rights and privileges, accepting the same responsibilities, observing the same customs and influenced by the same beliefs, as other Australians'.¹⁰ The assimilation process is far advanced today, as was pointed out by assimilationist ex-Liberal politician Peter Howson: 'Nearly 70 per cent of Aborigines are already married to non-indigenous spouses. With the majority now of mixed descent, more than 70 per cent professing Christianity and few even speaking an indigenous language at home, most Aborigines are now part of the wider community'.¹¹ This is all the more reason to try and save Aboriginal culture from absorption, and ultimately extinction.

The idea that there should be a single Australian community, what Mike Steketee called 'conservative notions of Australia as one nation',¹² denies the Aborigines the right to be different and to assert their cultural specificity. The continuing desire to 'mainstream' them threatens their ethnic identity, and therefore their culture. Aboriginal activists like Michael Mansell assert that there are two nations in Australia, comprising Aboriginal and Torres Strait Islanders on the one hand, and non-indigenous Australians on the other hand. This is a proposition that many whites find unpalatable and which raises thorny political problems. But it is significant of the

⁷ *Social Justice Report 2001*, p.7.

⁸ cf. the pronouncement by indigenous Senator Aden Ridgway that ATSIC is "dead in the water and exists in name only" in Stuart Rintoul, 'Few lament death knell', *The Australian*, 1/4/2004.

⁹ cf. *The Australian*, 7 September 2002.

¹⁰ 'Statement of Policy' presented in statement by leave by the Hon. Paul Hasluck MP, Minister for Territories in the House of Representatives, 14 August 1963.

¹¹ P. Howson, 'Now to really help remote Aborigines', *The Age*, 20 April 2004.

¹² M. Steketee, 'Hawke's vision was starved', *The Australian*, 16 April 2004.

indigenous determination to survive and keep their culture going. Aborigines are not likely to forget that it was the belief that they should become assimilated which fuelled the 'social insanity', as Bishop Bruce Wilson called it,¹³ that was the policy of removing indigenous children from their mothers, thereby creating the Stolen Generation.

The condition of Aboriginal Australia is undoubtedly a depressing one to contemplate. The tribal way of life, respect for the law and customary power structures have all been seriously weakened since the coming of the whites. One would expect this demoralizing situation to have had a very negative impact on indigenous cultural productions. How can artists thrive when their communities are falling to pieces? What can they do apart from recording the misery and the hopelessness?

Against all odds, Aboriginal art—whether literature, painting, music, etc.—has seldom seemed so vibrant, so full of vitality. The fact that Aboriginal culture has survived for some 60,000 years suggests it possesses enormous strength and an unrivalled capacity to endure. Art was always a mainstay of that culture, the embodiment and expression of its vision of man, society and the world. Art was a way of keeping all three going by appropriate celebrations that affirmed the permanence of the Law. Today, much Aboriginal art has become secularised, adapted to a non-indigenous audience. Yet it continues to serve the cause of Aboriginal culture, and its survival. Indigenous cultural and spiritual identities continue to be expressed via song, music, dance, stories etc., so that the latter's purpose has not become fundamentally different. As the ATSIC report on Indigenous Cultural and Intellectual Property Rights noted, 'For Indigenous peoples, cultural heritage is a living and evolving tradition. Its continued practice is vital to the identity and cultural survival of Indigenous groups'.¹⁴

Perhaps the most notable illustration of the continuing vitality of Aboriginal culture is provided by painting, which effortlessly combines tradition and innovation. Traditional Aboriginal paintings were mostly done on bark, and served ceremonial purposes. Contemporary Aborigines continue to paint on bark but new purposes have been added to the traditional one. As the *Oxford Companion to Aboriginal Art and Culture* notes, 'bark painting flourishes in northern Australia: it is the basis of a major industry and works are eagerly sought in the contemporary world art market'.¹⁵ Bark paintings also have political purposes, as appears from the 1963 bark petitions from the Yolngu people of Yirrkala, which combine painting and writing. These petitions were the first traditional documents recognised by the Commonwealth Parliament and are thus the documentary recognition of Indigenous people in Australian law. A similar purpose is served by the 1988 Barunga Statement. Written on bark, with the text surrounded by painting by various artists from Arnhem Land and central Australia, it was presented to Prime Minister RJL Hawke and it called for Aboriginal self-management, a national system of land rights, compensation for loss of lands,

¹³ cf. G. Windsor, "'Social insanity' fuelled crusade', *The Australian*, 21 May 1997.

¹⁴ *Our Culture, Our Future*, 1998, p.7.

¹⁵ S. Kleinert. & M. Meale (eds), *The Oxford Companion to Aboriginal Art and Culture*, Melbourne: OUP, 2000, p.535.

respect for Aboriginal identity, an end to discrimination, and the granting of full civil, economic, social and cultural rights.

It would in any case be artificial to try and separate the aesthetic, commercial and spiritual purposes of Aboriginal paintings. As artist Gawirrin Gumana pointed out about his own works,

"These paintings are to tell people here something important. It is to tell them we are cultural people, we are original people, we are living culture. It is to show them we have dance, we have song and we have language."

"I am here to show the people that I have law," he says with emphasis. "I am here to show the people that I have a culture, I have ceremony, I have a land. That is why I bring my paintings."

Gumana doesn't mince words. In many ways, his paintings are deeply religious works. They depict events that took place on the first morning of time, the sacred components reduced to abstract symbol or design, superimposed with straightforward imagery so that outsiders might more easily understand. They document how the ancestors gave the people their language, song and dance. They also trace the topography of the land and show the spirits cradled in the living earth.¹⁶

Most contemporary black artists now paint on canvas. Some continue to use the traditional pigments they find in their natural environment, based on clay, red ochre, charcoal, etc. This is the case of the Gidja painters of the Kimberley, such as Mark Nodea. But many more use Western materials, whether watercolours in the tradition of Albert Namatjira or acrylics. Again, this modernity is in no way incompatible with traditional spiritual purposes. The point is still to assert a continuing Aboriginal identity, no matter how inflected by contemporary developments such as the advent of Christianity or the need for political activism to proclaim and defend Aboriginal rights. The former has resulted in paintings which combine Christian and traditional elements, such as Oscar Namatjira's *The Lord Jesus on the Cross*, where the traditional crucifixion takes place against the background of a central Australian landscape or Jarinyanu David Downs' *Moses Belting the Rock in the Desert*, where traditional Aboriginal representational codes are used to tell the Biblical story. As for political activism, it is the basis of the many mural paintings to be found in urban Aboriginal areas, whose stylistic simplicity does not impair the force of the message.

Many Aboriginal painters have attained celebrity status, and their works are eagerly collected by institutions and individuals the world over. Names like Rover Thomas, Queenie McKenzie, Emily Kame Kngwarreye, Jimmy Pike, Clifford Possum or Johnny Warrangula Tjupurulla have become familiar in Western art circles, and testify to the continuing vitality of Aboriginal art.

Much the same could be said of Aboriginal music, whose original purpose was to accompany traditional ceremonies. Song, the *Oxford Companion* says, 'is one of the primary means by which Aboriginal Australians, of whatever background, express and maintain their identity and culture'.¹⁷ The Aborigines had 'songs for every occasion,

¹⁶ Angela Bennie, 'Barks with bite', *Sydney Morning Herald*, 12 August 1998.

¹⁷ *Oxford Companion*, op.cit., p.328.

hunting songs, funeral songs, gossip songs and songs of ancestors, landscapes, animals, seasons, myths and Dreamtime legends'.¹⁸ Traditional instruments such as the didgeridoo—'the major musical symbol of Aboriginality', as Karl Neuenfeldt put it¹⁹—have become very popular in Western countries: the 'didge' is a hot tourist item in northern Australia, and many non-indigenous individuals on several continents have learnt to play it (I was more than a little surprised to hear that tuition was available in the town of Albi, near Toulouse).

Contemporary Aboriginal music continues to rely on the traditional instruments, didgeridoo and clapsticks especially. But it has added many western instruments such as drums, keyboards or electric guitars. Aborigines have entered the field of pop music, with bands such as No Fixed Address, Sunrise Band or Warumpi Band. The most popular of them all is no doubt Yothu Yindi, whose early 1990s *Treaty* was the first Aboriginal song to top the national charts. Contemporary Aboriginal music combines traditional rhythms with non-indigenous influences such as rock and reggae, which makes them accessible to a wider public even though the lyrics may be in an Aboriginal tongue. As *Treaty* illustrates, contemporary Aboriginal music often has a political edge to it, and thus participates in the defence of Aboriginal rights and traditions.

It is perhaps where literature is concerned that the development of Aboriginal culture in a society where Western cultural norms and values predominate has been most problematic. Story-telling was an essential feature of traditional Aboriginal culture but this hardly facilitated its expansion into a full-blown body of texts that could be described, in Western terms, as literature. Unlike painters, writers use a medium, language, which is on the face of it more culture-specific than paint, and the genres in which some Aboriginal writers work, such as the novel, appear far removed from indigenous traditions. As a result, cultural compromises that might combine Aboriginality with membership in a predominantly Western culture would seem harder to achieve.

Mudrooroo is no doubt the pre-eminent Aboriginal intellectual to have addressed these issues.²⁰ He stressed the political and cultural importance of literature for the survival of Aboriginal culture: 'I believe we should recapture our history and culture', he wrote, 'and a means of doing this is through literature and art'.²¹ But writing literary works is a challenging task for Aborigines because of the apparent contradiction between authentic Aboriginal culture and Western literary forms. As Mudrooroo said too, 'We have to forge our own novels if we are to write novels, and they should not be placid copies of the too often dreary

¹⁸ http://aboriginalart.com.au/didgeridoo/dig_intro.html.

¹⁹ *Oxford Companion*, p.335.

²⁰ Mudrooroo's Aboriginality is in dispute, as is Archie Weller's. There is no scope to debate the issue of what is an authentic Aboriginal identity – I simply want to make the point that Mudrooroo's critical pronouncements are not necessarily invalidated by possible genetic shortcomings.

²¹ C. Johnson [Mudrooroo], 'White forms, Aboriginal contents', in Jack Davis & Bob Hodge (eds.) *Aboriginal Writing Today*, Canberra: Institute of Aboriginal Studies, 1985, p. 29.

stuff being produced by white authors in Australia'.²² The solution is to try and negotiate cultural compromises, that is to say write texts that express unquestionable Aboriginality but to which non-Aboriginal readers can relate, texts that are of relevance to both indigenous and non-indigenous readers. As Mudrooroo put it, 'The Aboriginal writer is a Janus-type figure, with one face turned to the past and the other to the future while existing in a postmodern, multicultural Australia in which he or she must fight for cultural space'.²³ In other words, Aboriginal writers must develop cross-cultural strategies, which is easier said than done.

Those strategies include using a kind of English that reflects Aboriginal usage but remains intelligible, bending Western literary genres to suit Aboriginal preoccupations, and borrowing from a variety of literary traditions which reflect preoccupations akin to those of the Aborigines and at the same time are acceptable to a Western readership. More generally, it means using the whites' literary weapons to challenge white culture.

Whether we are talking of Aboriginal poets, novelists or dramatists, the first issue they have to address is that of the English language, which is the language of their former oppressors, the language of those who tried to destroy their culture, and which is in this sense inimical to them, loaded as it is with negative connotations, as Rita Huggins's memories testify: 'My people were made to use English words at Cherbourg rather than our Pitjara language. If we used our own language in front of the authorities we would face punishment and be corrected in the Queen's English. The authorities tried to take away all our tribal ways and to replace them with English ones'.²⁴

How can English be made to express Aboriginal culture and to serve Aboriginal purposes? One solution is to pepper it with Aboriginal words and phrases, thereby embedding an Aboriginal identity in the very heart of the English language text and asserting, in perhaps vestigial form, the survival of Aboriginal culture despite the colonizers' efforts to wipe it out.

Those Aboriginal words can either be translated or not. Translations are usually provided in Aboriginal life stories, which are an example of *literatura de testimonio*. They are meant to bear witness to the Aboriginal experience under white rule, and intelligibility is therefore of major importance. Thus in Alice Nannup's *When the Pelican Laughed*:

He'd be saying to me, 'You my woman, you feed me.'
I said to him, 'Mirda, nyinda buga,' That means, no! you buga, you stink.
'Never mind about the buga,' he said, 'You my manga (woman).'²⁵

Where fiction and verse are concerned, it is more common to find untranslated Aboriginal words, as reminders of the unassimilable Aboriginal distinctiveness. Here are a few examples:

²² ibid., p.28.

²³ Mudrooroo, *Writing from the Fringe: A Study of Modern Aboriginal Literature in Australia*, Sydney: Angus & Robertson, 1990, p. 24.

²⁴ in J. Sabbioni et al. (eds), *Indigenous Australian Voices – a Reader*, New Jersey: Rutgers University Press, 1998, p. 52.

²⁵ ibid., p. 83.

lubra [woman];²⁶ goona [shit];²⁷ migloo [white man];²⁸ mardong [in love];²⁹ goom [alcohol].³⁰

The non-indigenous reader can either try to figure them out or simply attune himself to the sound and shape of those enigmatic pieces of language that defy his understanding, like black holes in the midst of a familiar sky. In both cases the reader is compelled to engage with what is for him an alien culture, and is very much made aware of Aboriginal difference.

Of the hundreds of Aboriginal languages and dialects that existed before the coming of the whites, many have become extinct, and the surviving ones are spoken by very small groups – sometimes a few thousand people, sometimes just a handful. The presence of what we might call Aboriginal linguistic drops in an ocean of English is a reminder of this cultural devastation. Mudrooroo's recommendation that 'wherever possible Aboriginal languages must be allowed to live and grow so that they may form the basis of the means of expression'³¹ is a forlorn hope. Yet Aborigines have succeeded in developing their own variety of English, long dismissed as 'bad English' but now recognized by linguists and educators as a valid, rule-governed language variety.³² Using Aboriginal English allows Indigenous writers to express their difference while remaining essentially intelligible to non-Indigenous readers.

most Aboriginal writers do resort to the kind of English that is prevalent in their community. The first paragraph of Vivienne Cleven's *Bitin' Back* is a significant example:

*The boy is curled up in his bed like a skinny black question mark. Ain't like he's got a lot of time to be layin' bout. A woman gotta keep him on his toes. That's me job, to keep the boy goin. Hard but, bein a single mother n all. Be all right if the boy had a father. Arhhh, a woman thinks a lot of shit, eh? A woman's thoughts get mighty womba sometimes!*³³

This is the opening of the novel. The metaphor 'like a skinny black question mark' unobtrusively establishes the characters' Aboriginality. The situation described is typical of many Aboriginal households, with a single mother raising her children in poverty-stricken circumstances. Not only has the father cleared off but the woman finds herself further disadvantaged by the culture's male chauvinism ('a woman thinks a lot of shit'). The thematic Aboriginality is reinforced by stylistic Aboriginality. This is apparent in the ungrammaticality of many utterances ('ain't', 'gotta', 'me job', etc.) but this signifies lack of education, not necessarily Aboriginality, though in practice, unfortunately, the latter often goes with the former. Other stylistic features, however, give a definite Aboriginal flavour to the writing. We could mention the use of 'but' at the end of a clause or sentence ('Hard but'), the use of a closing, interrogative 'eh?' to

²⁶ Kevin Gilbert, 'Baal Belbora – The Dancing Has Ended', ibid., p. 146.

²⁷ Kim Scott, *Benang*, Fremantle: FACP, 1999, p.118.

²⁸ Sam Watson, *The Kadaitcha Sung*, Ringwood: Penguin, 1990, p.8.

²⁹ Archie Weller, *Going Home*, Sydney: Allen & Unwin, 1990 [1986], p.182.

³⁰ Ruby Langford, *Don't Take Your Love To Town*, in J. Sabbioni, op. cit., p.158.

³¹ C. Johnson [Mudrooroo], 'White forms, Aboriginal contents', op. cit., p. 28.

³² cf. <http://www.une.edu.au/langnet/aboriginal.htm>

³³ V. Cleven, *Bitin' Back*, St Lucia: UQP, 2001, p. 1.

bring a previous statement into question ('a woman thinks a lot of shit, eh?')³⁴: the use of the exclamation or expletive 'Arhh' to signal a reflective passage, and finally the presence of the untranslated Aboriginal word 'womba' (distressed).

The passage relies on a mix of linguistic and stylistic references – to standard uneducated English, to Black American English ('mighty' for 'very'), and to Aboriginal languages. The Aboriginal reader will experience a sense of immediate recognition or familiarity and will easily identify with the narrator. Non-indigenous readers, on the other hand, will find the language partly familiar (because of elements that are not specifically Aboriginal) and partly unfamiliar (because of the Aboriginal turn of phrase). This combination ensures that the writing remains intelligible without losing its Aboriginal flavour. The cross-cultural strategies at work here, relatively simple though they are, are effective to endow this piece of Aboriginal writing both with readability and Black specificity, which is precisely their point.

Yet another way of indigenizing the English language so that it might express Aboriginal perceptions consists in using metaphors and comparisons laden with Aboriginal connotations. Thus, in Archie Weller's short story 'One Hot Night': 'Over on the other side of the river, the flats stand high and alert, like a tribe of advancing warriors.'³⁵ Or again, in 'Cooley': 'Thunder rolled like the droning of a didgeridoo and clouds twisted and wreathed in a sky corroboree'.³⁶

This is a valuable but rather limited strategy because it is apt to reduce Aboriginal culture to just a few stereotypes, and the metaphors simply encrust the surface of the language, so that Aboriginality cannot infiltrate it thoroughly, inhabit it from within, as it does with other strategies I have examined.

One of the problems faced by Aboriginal writers is indeed to write in a mode that is intelligible beyond their own community yet remains adequate to express that community's cultural preoccupations. This is why the writers have borrowed from non-Indigenous cultures that in some respects offer similarities with Aboriginal culture. The similarity generally resides in a common history of oppression, discrimination and sometimes near extermination.

America's black community is one with which Aborigines can identify, politically as well as culturally. Its struggles for civil rights in the 1960s provided a model for the Aboriginal activists, who embarked on 'freedom rides' in the heartland of NSW, and even formed their own 'Black Panthers Party'. In literary terms, Aboriginal borrowings from Black America include the use of black-connote terms such as 'mighty' for 'very', as in Vivienne Cleven's *Bitin' Back*³⁷ or 'honky' to designate

³⁴ Cf. Diana Eades, 'Aboriginal English', <http://www.une.edu.au/langnet/aboriginal.htm>: 'Perhaps one of the most persistent and widespread grammatical features of Aboriginal English involves the structure of questions. It is common for Aboriginal English speakers to ask a question using the structure of a statement with rising (question) intonation. This structure is also used sometimes in colloquial Standard English. It is common for Aboriginal English questions like this to be finished with a question tag. In much of Australia this tag is eh?'

³⁵ A. Weller, *Going Home*, Sydney: Allen & Unwin, 1990 [1986], p. 75.

³⁶ ibid., p. 208.

³⁷ V. Cleven, op.cit. p.1: 'A woman's thoughts get mighty womba sometimes! '

whites³⁸ or again the appropriation of the black musical term 'blues', as in Sam Watson's collection of verse *Itinerant Blues*.

Jews are another ethnic group whose tragic experience has inspired Aboriginal writers who found similarities with their own experience – Sally Morgan's grandmother observed 'We're like those Jews, we've got to look out for ourselves'.³⁹ In Melissa Lucashenko's novel *Steam Pigs*, Sue has got an identity problem – she is part Aboriginal but was brought up white so that she doesn't know where she truly belongs. Her friend Kerry makes a comparison with Rachel, who is Jewish but was 'brought up outside her faith': 'She knows she's not a gentile but she sure as fuck don't feel like no Jew... and that, I'd lay good money, is pretty much the way you fit, or rather don't fit the picture, am I right or am I right?'⁴⁰ The atrocities visited on both communities are suggested for instance by the title of Graeme Dixon's poem 'Holocaust Island'.⁴¹ More surprisingly, Melissa Lucashenko borrows a typically Yiddish turn of phrase when, in *Steam Pigs*, a black woman complains 'I'm getting so fat anyway', and her friend replies, 'Ah, fat shmat'.⁴² While this is probably not intended to establish an explicit connection between Jews and Aborigines, it does have this effect, making the Aboriginal experience more familiar to readers with a Jewish background or familiar with Jewish culture.

Another relevant cross-cultural connection has to do with South Africa at the time of apartheid, and the violence done to back people there as well as in Australia. It appears in Jack Davis's poem 'earth people', which denounces Aboriginal deaths in custody, and goes:

Blacks in South Africa are clumsy
They fall off balconies
Out of windows
Tumble down stairs
Maybe they don't like tall buildings
They are earth people

Blacks in Australia
Have strange habits also
Such as climbing up walls
With singlet or sock
Or perhaps they don't like the symmetrical

³⁸ Melissa Lucashenko, *Steam Pigs*, (in S. Abbey & S. Phillips, op. cit., p. 51): "'So when did you get to be the fucken expert on this, honky?' Sue asked'...

³⁹ S. Morgan, *My Place*, London: Virago, 1988 [1987], p. 105. A connection between Aborigines and Jews also appears in a novel written by a white Australian, John Tittensor (*Carmody Comes Home*, Richmond: Heinemann, 1988), which features Abe Rosen whose mother is Aboriginal and his father Jewish. With reference to the hard times he's had, Abe says 'Us Jews are used to suffering' (p.58).

⁴⁰ ibid., p. 50.

⁴¹ in J. Sabiani, op.cit, p. 257.

⁴² in S. Abbey & S. Phillips, op.cit., p. 42.

Precision of iron bars
They too are earth people.⁴³

By explicitly associating the struggle against Australian racism with the struggle against South African racism Davis gives an additional resonance, and relevance, to his denunciations.

Aboriginal writers thus have formed cultural alliances with a variety of victims of basically the same kind of oppression that they endure themselves.⁴⁴ Those alliances or associations make them part of a resistance network which encompasses the entire planet and enhances their own struggles.

Conversely, they have proved quite adept at using the white man's culture to denounce the white man and his racist behaviour. This is a kind of cultural judo in which the opponent's very strength is turned into a weapon to destabilize him. This strategy often takes the form of mimicry, not in the sense of 'a mimicry of the centre proceeding from a desire not only to be accepted but to be adopted and absorbed,' as B. Ashcroft et al. put it,⁴⁵ but with a parodic, critical intention, with black writers using white discourses against white culture. A significant example occurs in Lisa Bellear's poem 'Artist Unknown', which reproduces the captions appended to Aboriginal paintings in a white art gallery:

Artist unknown
Location Milinginbi
Hive of wild honey 1948
Ochre on cardboard
Acc p 24 1956

Such captions are made to represent Aboriginal dispossession at the hands of the whites, as appears from the poem's last stanza:

Artist unknown
Ochre on cardboard
Acquisition number
No name
No tribe
No clan
Or language group
No gender
No spirituality
The unknown artist reads like a memorial.⁴⁶

⁴³ ibid., p. 114.

⁴⁴ This sense of solidarity with all victims of European racism is made explicit in Sally Morgan's *My Place*, through the attitude of the narrator's grandmother Nan: 'To Nan, anyone dark was now Nyoongah. Africans, Burmese, American Negroes were all Nyoongahs. She identified with them. In a sense, they were her people, because they shared the common bond of blackness and the oppression that, for so long, that colour had brought' (Sally Morgan, *op.cit.*, p. 138).

⁴⁵ B. Ashcroft et al., *The Empire Writes Back*, London: Routledge, 1990, p. 4.

⁴⁶ In J. Sabbioni, *op.cit.*, pp. 254-55.

Bellear uses a 'white' style, administrative rather than literary, but no less significant for that, in order to show up its inability to capture Aboriginal reality. The poem subverts the European approach to Aboriginal art, asserting as it does that its focus leaves out the essential. A 'white' style is used as a critical tool against white culture.

The cross-cultural strategies adopted by Aboriginal writers testify to the latter's inventivity and adaptability. Black Janus does succeed in facing both ways, in asserting his Aboriginality while reaching out to a non-Aboriginal audience.

Cultural productions of various kinds, whether traditional or modern (lack of space here prevents an examination of Aboriginal dancing, photography or film-making) have always sustained Aboriginal society. This is still the case today, and the undoubted vitality of Aboriginal culture should temper the pessimism generated by the current condition of Aboriginal society. Aboriginal cultural productions are now a major part of Australia's international image, and they are obviously here to stay. Indeed, Aboriginal culture has proved so successful that it has spawned a veritable counterfeiting industry—another example of white exploitation of Aboriginality.

How can this cultural vitality make up for the poverty, lack of educational and employment opportunities, poor health, etc., that far too many Aborigines experience? There are no immediate trade-offs between the cultural and the social, and we should keep in mind Martin Daly's description of Alice Springs as 'a town where some of the biggest names in indigenous art live in broken-down huts or sleep in the open in dirt-strewn desert camps, while their best works draw gasps of appreciation on the cocktail circuit and in plush galleries'.⁴⁷ This is not the bogus romance of the gifted but unrecognized artist starving in his Montmartre garret but a genuine tragedy. Yet the cultural achievements of Aboriginal Australians do suggest that all is not lost. They have brought recognition, and a degree of prestige for the creators. There is an undoubted flow-on effect which has the potential to counteract the negative image many non-indigenous Australians have of Aborigines, and help preserve the culture which has made such a strong contribution to the image of Australia. Aboriginal art is not the magic bullet that will solve all the problems faced by Aboriginal communities. But, as the embodiment of Aboriginal culture and the expression of its continuing vitality and creativity, it is one the most powerful factors working to that end, and as such it deserves to be celebrated.

⁴⁷ M. Daly, 'Australian tragedy – our Aboriginal icons', *The Age*, 17 May 1997.

Australia's foreign policy in the aftermath of 9/11

Andrea Benvenuti, University of Queensland

Australia's diplomatic support for, and military involvement in, the US-led 'war on terror' has unquestionably been the most important and controversial issue in Australian foreign policy in the period following al-Qaeda's traumatic attacks on the World Trade Centre in New York and the Pentagon in Washington DC, on 11 September 2001. Since then, John Howard's Coalition government has been grappling not only with the serious threat posed by Islamic terrorism, but also with the manner in which the Bush Administration has framed its response to such a threat. So acutely has the menace of Islamic terrorism been perceived in Australia and so swift and overwhelming has the American response to such a threat been that it is hardly surprising that in the period under review Australian foreign policy has been significantly shaped by the dramatic terrorist attacks of 11 September 2001 (henceforth 9/11).

Rather than attempting to provide a comprehensive review of Australian foreign policy, then, this article will specifically examine the Howard government's response to the challenges posed by 9/11. In this context, the article focuses on Australia's involvement in the US-led military campaigns in Afghanistan and Iraq. In doing so, the article discusses Australia's partnership with the United States while also seeking to assess the repercussions of 9/11 on Canberra's relations with its Asian neighbours.

The Howard Government in the wake of 9/11

When the airplanes hijacked by al-Qaeda crashed into the World Trade Centre in the early morning of 11 September, John Howard had just returned to his hotel from a morning walk in central Washington DC where he was on an official visit to the United States.¹ On the previous day, Howard had met President George W. Bush and both leaders had celebrated the 50th anniversary of the ANZUS Treaty.² Following the attack on the Pentagon later in the morning, Howard and his party were evacuated to the Australian Embassy.³ With the American nation in shock, Howard's visit was cut short.⁴ The al-Qaeda attacks made a strong impression on Howard. Admitting his distress, he told to the press in Washington that 'those pictures of the World Trade Center would stay with him for the rest of his life'.⁵ On returning to Australia, he announced his Cabinet's decision to extend the reach of article VI of the ANZUS Treaty to include mainland US territory, thus enabling the application of the treaty to

¹ 'Howard scraps US trip but stranded in Washington', *Australian Associated Press* [henceforth AAP], 14.9.2001.

² 'PM aims to focus Bush on the region', *Age*, 11.9.2001.

³ 'Howard scraps US trip'; 'Stranded PM calls off visit', *Cairns Post*, 13.9.2001.

⁴ 'Howard expects to be flown home today', *Australian Financial Review* [henceforth AFR], 13.9.2001.

⁵ Transcript of the Prime Minister Press Conference, Australian Embassy, Washington DC, 11.9.2001, <<http://www.pm.gov.au/news/interviews/2001/interview1236.htm>>.

the terrorist attacks against the United States.⁶ In doing so, Howard signalled Australia's readiness to offer diplomatic and military support to the United States in time of need.⁷ NATO countries had similarly agreed on 12 September to invoke article 5 of the Washington Treaty and to provide the United States with the military assistance it required after deciding that the terrorist attacks against American targets amounted to an armed attack against the alliance.⁸

Australia's willingness to play an active role in what was soon to become known as the 'war on terror' became evident in October when the Howard government agreed to commit troops to *Enduring Freedom*, the US-led military campaign against the Taliban regime and Osama bin Laden's supporters in Afghanistan.⁹ Having established the role of al-Qaeda in the 9/11 attacks and recognising that these attacks had been made possible by the Taliban decision to allow al-Qaeda to use areas of Afghanistan as a base for its terrorist operations, the Bush Administration decided to attack Afghanistan on 7 October in accordance with article 51 of the United Nations Charter.¹⁰ Sharing the American view that Islamic terrorism posed a serious threat to world security and determined to support the US-led coalition's efforts to undermine al-Qaeda's capacity to do further harm, the Howard government announced on 5 October that it would commit 1,000 troops to Afghanistan, including a 150-strong Special Air Service [SAS] squadron, along with two Boeing 707 air-to-air refuelling aircraft, some P-3C Orion long-range surveillance aircraft and a warship.¹¹ On 16 October, Canberra raised the Australian military commitment to 1,550 troops and added to the task force an amphibious command ship with helicopter support and a frigate escort, a frigate with helicopter capability and four F/A-18 aircraft.¹² The

⁶ See Transcript of the Prime Minister Press Conference, Parliament House, Canberra, 14.9.2001, <<http://www.pm.gov.au/news/speeches/2001/speech1240.htm>>. See also Application of the ANZUS Treaty to the Attacks against the United States, <http://www.pm.gov.au/news/media_releases/2001/media_release1241.htm>. Article V of the ANZUS Treaty states that 'an armed attack in the Pacific area on any of the Parties would be dangerous to its own peace and safety and declares that it would act to meet the common danger in accordance with its constitutional processes'. For the text of the ANZUS Treaty see <http://www.austemb.org/PDFS/Anzus.pdf>.

⁷ Transcript of the Prime Minister Press Conference, 14.9.2001.

⁸ 'NATO to provide military assistance', *Financial Times*, 12.9.2001. See also Statement by the North Atlantic Council, <<http://www.nato.int/docu/pr/2001/p01-124e.htm>>.

⁹ Operation *Enduring Freedom* began on 7 October 2001.

¹⁰ Article 51 stipulates that 'nothing in the present Charter shall impair the inherent right of individual or collective self-defence if an armed attack occurs against a Member of the United Nations ... Measures taken by Members in the exercise of this right of self-defence shall be immediately reported to the Security Council and shall not in any way affect the authority and responsibility of the Security Council ... to take at any time such action as it deems necessary in order to maintain or restore international peace and security'. See <http://www.un.org/aboutun/charter/chapter7.htm>.

¹¹ 'SAS troops to head token force', *AFR*, 5.10.2001. 'Australia must be ready for casualties, says Howard', *Western Australian*, 6.10.2001; 'Government says troops awaiting call to join U.S.-led attacks in Afghanistan', *Associated Press* [henceforth AP], 9.10.2001.

¹² 'Force Deployment', Media Release, 17.10.2001, <http://www.pm.gov.au/news/media_releases/2001/media_release1342.htm>; 'US troops on the move: Australian SAS poised for battle', *Australian*, 18.10.2001.

commitment enjoyed bipartisan support and was broadly welcomed by a large majority of Australians, according to an *Adelaide Advertiser* poll in early October.¹³

Yet, the Howard government's decision to join *Enduring Freedom* did not escape censure. In the months following the US-led attack on Afghanistan, a number of academic commentators criticised what they regarded as Canberra's misguided and excessive alignment with Washington in the war on terror. Tony Kevin, a former Australian diplomat, was stinging in his condemnation of Howard's readiness to 'yoke the ANZUS treaty so closely to the chariot of Bush's promised war on terror' and to sign up to 'the bombastic excesses of the war on terror'.¹⁴ In surmising that 'the American-led destruction of the Taliban regime in Afghanistan was a first step in a new world in which the United States would act as global sheriff, if not emperor', M.C. Ricklefs claimed that 'Canberra was shifting in the same direction, ready to act as deputy'.¹⁵ For his part, Mark Beeson questioned whether Australia's national security was directly at stake in Afghanistan and wondered whether Canberra's 'continuing and unwavering loyalty to the US' was still in Australia's best interest. He cast doubts on the appropriateness of the American response to post-9/11 terrorist threats and suggested that, while unlikely to pay political and economic dividends in Washington, the Howard government's 'automatic and uncritical' support for the United States would only risk jeopardising Australia's long-term security as well as the country's engagement with the Asian region.¹⁶ Alison Broinowski, another former Australian diplomat, held similar views but was more extreme in her criticism. She argued that, following its involvement in Afghanistan, 'Australia was widely and correctly perceived in the region to have told the United States that [it] would go with them to war—anywhere'.¹⁷ On the question of Australia's relations with its Asian neighbours, however, it is interesting to note that, as Mark Beeson himself had to concede, far from undermining Australia's engagement with Asia, the US-led campaign in Afghanistan appeared in the short term to have had the effect 'of aligning a number of disparate countries behind it, and at least temporarily nullifying earlier perceptions in the region that Australia was simply an American puppet'.¹⁸ A number of countries in the region offered in fact support to the US-led operations in Afghanistan. South Korea offered field medical support, air and naval logistic support and pledged to share intelligence. Japan deployed four warships from its Maritime Self Defence Forces (MSDF) with the task of providing intelligence-sharing, medical services, transportation, fuel and other supplies (but no weapons and ammunition). India offered operational assistance, including use of its facilities. The Philippines authorised the use of its airspace and

¹³ 'Australian troops to join war on terrorism in mid November', *Agence France-Presse* [henceforth AFP], 17.10.2001; 'Strong support to send troops', *Adelaide Advertiser*, 6.10.2001.

¹⁴ Tony Kevin, 'Foreign Policy', in Robert Manne (ed.), *The Howard Years* (Melbourne: Schwartz Publishing, 2004) p. 306.

¹⁵ M.C. Ricklefs, 'Australia and Indonesia', in *ibid.*, p. 282.

¹⁶ Mark Beeson, 'Issues in Australian Foreign Policy: July to December 2001', *Australian Journal of Politics and History* [henceforth AJPH], vol. 48, no. 2, 2002, pp. 232-236.

¹⁷ Alison Broinowski, *Howard's War* (Melbourne: Scribe Publications, 2003), p. 36.

¹⁸ Beeson, 'Issues in Australian Foreign Policy', p. 234.

military bases. Thailand and Indonesia promised unspecified help. China agreed to share intelligence with the United States.¹⁹

To prove far more contentious than Australia's involvement in Afghanistan, was the Howard government's response to the Iraq crisis in the period mid-2002 to 2003. As speculation continued to mount throughout 2002 about possible US military action against the Iraqi regime of Saddam Hussein, the Howard government showed steadfast support for the Bush Administration's policy on Iraq.²⁰ On 16 July 2002 Foreign Minister Alexander Downer warned that 'a policy of appeasement—a policy of just turning our back on Saddam Hussein and saying "it doesn't matter, let's just hope weapons of mass destruction go away"—is a policy for which the international community would ultimately pay a very high price'.²¹ In September Howard made a similar point by arguing that 'we cannot leave the problem of Iraq with her weapons of mass destruction unaddressed'. 'We are dealing', he added, 'with a deadly serious challenge'.²² In accordance with these pronouncements, the Howard government welcomed resolution 1441 of the United Nations Security Council calling on Saddam Hussein to allow unconditional weapons inspections, but avoided indicating what Australia would do if the United States in the end decided to act unilaterally.²³ In late November, however, Howard indicated that Australian defence personnel had 'had contingency discussions with the United States as a matter of prudent military planning' and that, during these talks, the issue of a possible Australian military contribution to the Iraq theatre had been raised.²⁴ While Howard's remarks did not amount to an unconditional endorsement of Washington's Iraq policy, it was nonetheless evident that Australia was prepared to consider sympathetically any American request for military assistance. Equally evident was the fact that, given the Bush Administration's unbending resolve to hold Saddam to account, and given the great importance attached by Canberra to close Australian-US relations, the Australian government would find it increasingly difficult to distance itself from Washington should the latter embark on a course of action not consistent with Australia's foreign policy aims.

In these circumstances, domestic uneasiness about Howard's support for US policy towards Iraq was hardly surprising. Australians had hitherto remained unconvinced

¹⁹ For a breakdown of foreign military and intelligence contribution to Afghanistan see David Gerleman and Steven Hildreth, *Operation Enduring Freedom: Foreign Pledges of Military and Intelligence Support*, see Congressional Research Service (CRS) Report, 17.10.2001, <<http://fpc.state.gov/documents/organization/6207.pdf>>.

²⁰ For a detailed account of the Bush Administration's Iraq policy see Bob Woodward, *Plan of Attack* (New York: Simon & Schuster, 2004).

²¹ Transcript of Interview of Minister for Foreign Affairs Alexander Downer, Melbourne, 16.7.2002, <http://www.dfat.gov.au/media/transcripts/2002/020716_fa_iraq.html>.

²² Transcript of Radio Interview of Prime Minister John Howard with Matt Peacock, ABC, 26.9.2002, <<http://www.pm.gov.au/news/interviews/2002/interview1880.htm>>.

²³ Meg Gurry, 'Issues in Australian Foreign Policy: July to December 2002', AJPH, vol. 49, no. 2, 2003, pp. 228 and 230.

²⁴ Address to the Committee for the Economic Development of Australia, Sydney 20.11.2002, <<http://www.pm.gov.au/news/speeches/2002/speech1996.htm>>.

that a strong case for war against Iraq existed.²⁵ Polls in September had indicated that a majority of Australians opposed Australian participation in a unilateral US attack against Iraq.²⁶ Also in September, a number of eminent personalities, including former prime ministers Gough Whitlam, Malcolm Fraser and Bob Hawke, former Governor-General Bill Hayden and former Liberal Party leader John Hewson had urged the government not to back a US military intervention in Iraq without an explicit UN mandate.²⁷ Taking heed of the public's mood, the Australian Labor Party (ALP) refused to express unqualified support for the US stance on Iraq. Mark Latham, a prominent ALP front-bencher and future party leader, went so far as to describe Howard as an American 'arse-licker'.²⁸

Yet, in the charged atmosphere of late 2002 two important points were often overlooked by those who criticised the Howard government's policy towards the United States. First, that Australia's alignment with the United States, far from being uncritical and subservient, has traditionally been based on a rational assessment of the advantages that the bilateral relationship brings to Australia. Second, that together with benefits the maintenance of strong and close relations with Washington also carries costs. In regard to the former point, it is worth remembering that given its geo-strategic position at the periphery of the Asian region, 'Australia has a vested interest in secure sea and air lanes, which requires relative region-wide security'.²⁹ Yet, with its small population, Australia has never been able to afford armed forces of a sufficient size to enable the country to make a significant contribution to its territorial security, let alone regional security, on its own. In addition, it has traditionally been unwilling to run large defence budgets. In 2002 Australia devoted only about 2% of its GDP to defence.³⁰ Hence, Australia's close alliance with the United States has given Australia a sense of security in a largely insecure part of the world and has accorded Canberra considerable access to US intelligence and technology, ultimately enabling the country to project military power beyond its shores.³¹ In regard to the latter point, it should be noted that, in the light of the heightened sense of vulnerability and insecurity with which both the Bush Administration and the American people have tended to view the world since 9/11, affirmations of friendship on the part of US allies would not be taken at face value in Washington. They would have to be demon-

²⁵ 'PM yet to convince us that fighting Iraq is right', *Age*, 18.9.2002; 'UN ready to issue Iraq ultimatum', *Daily Telegraph* (Sydney), 16.9.2002; 'Benefit of an olive branch outweigh war', *Sunday Tasmanian*, 22.09.2002.

²⁶ Australians, however, were willing to support intervention in Iraq under the aegis of the United Nations. See Daniel Flitton, 'Perspectives on Australian Foreign Policy, 2002', *Australian Journal of International Affairs* [hereinafter AJIA], vol. 57, no. 1, 2003, p. 45. See also 'PM yet to convince us that fighting Iraq is right'.

²⁷ Gurry, 'Issues in Australian Foreign Policy', p. 231.

²⁸ Flitton, 'Perspectives on Australian Foreign Policy', p. 46.

²⁹ International Institute of Strategic Studies (IISS), *Strategic Survey 2003-04: An Evaluation and Forecast in World Affairs* (London: Oxford University Press, 2004), p. 280.

³⁰ *Ibid.*, p. 281.

³¹ For a comprehensive cost-benefit analysis of Australia-US alliance see William Tow, 'Deputy Sheriff or Independent Ally? Evolving Australian-American Ties in an Ambiguous World', *Pacific Review*, vol. 17, no. 2, 2004, pp. 275-277.

ated.³² Unsurprisingly, therefore, the US Deputy Secretary of State, Richard Armitage, made it clear in mid-December 2002 that the American Administration expected Australia to make a contribution to any given US military effort against Iraq.³³

In the closing months of 2002, as they were pondering the merits of the Australia-US alliance and contemplating the possibility of a US-military strike against Iraq, Australians were shocked by the news that 88 Australian holiday-makers had been killed, and many more badly injured, in a bomb blast on the Indonesian island of Bali.³⁴ The terrorist attack—for which Jemaah Islamiah, a radical Islamic terrorist group with alleged links to al-Qaeda, was held responsible—awakened Australians to the fact that they, too, were exposed to the threat of terrorism. Clearly referring to such a threat, Howard in early December told the Channel Nine television network that he would be prepared to consider a pre-emptive strike against a terrorist group operating in a neighbouring country should the latter plan an attack against Australia.³⁵ Howard's clumsy remarks—he failed, in fact, to make it clear that any pre-emptive action against any terrorist threats to Australian security arising from the region could only be undertaken in cooperation with and, with the consent of, Australia's neighbours—drew considerable criticism from within the region.³⁶ Malaysian Prime Minister, Mahatir Mohammed, described Howard's attitude as 'arrogant' and condemned the Australian Prime Minister for behaving like 'a white-man sheriff in some black country'.³⁷ The Malaysian government also threatened to rescind its newly signed anti-terrorism agreement with Australia.³⁸ For its part, the Filipino government warned that it might break off negotiations on a new anti-terrorism agreement with Australia.³⁹ In Thailand, while Prime Minister Taksin Shinawatra appeared to be unconcerned by Howard remarks, Foreign Minister Surakiart Sathirathai reminded the Australian government that in the fight against international terrorism cooperation needed to be based on respect for international law.⁴⁰ To dispel Asian misapprehensions, Foreign Minister Downer was forced to call a meeting of ASEAN ambassadors in Canberra in which he reassured them that Howard's comments were intended for a domestic audience and that Australia had no plans to launch pre-emptive strikes against regional countries.⁴¹

In Australia, Howard's comments were taken as a further example of the Coalition government's inability to engage effectively with the Asian region. Since assuming office in 1996 Howard had been frequently criticised for his apparent eagerness to depart from the previous Labour government's policy on enmeshment with Asia in

³² John Keegan, *The Iraq War* (London: Random House, 2004), p. 89.

³³ 'Australia is noncommittal on scope of any role in Iraq', *New York Times*, 14 December 2002.

³⁴ Flitton, 'Perspectives on Australian Foreign Policy', p. 48.

³⁵ Transcript of the Prime Minister Interview with Laurie Oaks, Channel 9, 1.12.2004, <<http://www.pm.gov.au/news/interviews/2002/interview2015.htm>>.

³⁶ 'Howard runs the gauntlet in Asia', *Australian*, 2.12.2002.

³⁷ 'Northern Exposure', *Age*, 7.12.2002.

³⁸ *Ibid.*; 'Downer bid to clam Asia fury', *Age*, 5.12.2002.

³⁹ *Ibid.*

⁴⁰ 'Northern Exposure'.

⁴¹ 'Downer bid to clam Asia fury'.

favour of closer ties with North America and Western Europe.⁴² Despite the government's repeated claims that Australia's relations with the Asian region continued to be of primary importance to Australia, perceptions that Howard was intent on shifting Australia's foreign policy away from Asia lingered. These perceptions were inevitably reinforced by Australia's continuing support for Washington's Iraq policy. As the crisis deepened in the early months of 2003 and the Bush Administration appeared increasingly determined to take military action against Iraq, even without a clear UN mandate, the Howard government abandoned its earlier caution and offered military support to the United States and Britain. On 10 January 2003 Howard made it known that 'if Australia were to join some international military operation against Iraq ... the sort of contribution that Australia would make in that event would be broadly comparable to the contribution that we made in Afghanistan quite recently'.⁴³ The Australian contribution, Howard indicated, would include the SAS with support units, naval vessels, some FA-18 fighters and the Orion long-range surveillance aircraft.⁴⁴ On 22 January Australian Defence Minister David Hill confirmed that the Australian government would pre-deploy elements of SAS, the amphibious and support ship Kanimbla and an air force reconnaissance group to the Middle Eastern theatre.⁴⁵ In the government's view pre-deployment served the function of not only enabling Australian forces to be fully prepared should Canberra decide to be part of an armed response to the weapons problem from Iraq, but also of putting Saddam Hussein under pressure to comply with UN resolution 1441.⁴⁶

As was to be expected, the Howard government's decision to pre-deploy Australian forces to the Middle East attracted criticism. Critics at home, among which the ALP figured prominently, pointed out that pre-deployment, far from merely prejudging Australia's final position on the Iraq question, would in fact have the effect of drawing Australia into a serious international conflict, the consequences of which were difficult to gauge. Although the government's denials that pre-deployment meant that Australian military forces would automatically become involved in a conflict in Iraq, critics remained unconvinced. They could point to the fact that other US allies, while broadly backing US policy towards Iraq, had hitherto been very careful to avoid indicating what commitment they would make—in the event of a US-led military action in Iraq.⁴⁷ On this point, their fears were well founded. Unhappy at the apparent lack of progress made by the UN inspectors in Iraq and persuaded that Saddam

⁴² See for instance Anthony Milner, 'Balancing "Asia" against Australian values', in James Cotton and John Ravenhill, *The National Interest in a Global Era: Australia in World Affairs 1996-2000* (Melbourne: Oxford University Press, 2001), pp. 44-47.

⁴³ Transcript of the Prime Minister Press Conference, Parliament House, Canberra, 10.1.2003, <<http://www.pm.gov.au/news/interviews/interview163.html>>.

⁴⁴ *Ibid.*

⁴⁵ Transcript of a Doorstop Interview with Senator Robert Hill, Commonwealth Parliamentary Offices, Adelaide, 22.1.2003, <<http://www.minister.defence.gov.au/HillTranscriptptl.cfm?CurrentId=2258>>.

⁴⁶ *Ibid.*

⁴⁷ The question of the pre-deployment of Australian Defence Forces (ADF) to the Middle East is fully discussed in Andrew O'Neill, 'Issues in Australian Foreign Policy: January to June 2003', *AJPH*, vol. 49, no. 4, 2003, p. 542.

Hussein was intent on defying the Security Council, the United States and Britain attempted in February and March 2003 to secure a second UN resolution authorising military action against Iraq. However, as it became clear that the resolution would fail to gather enough support, owing to strong objections from France and other members of the UN Security Council, the Bush Administration with the support of the British government on 18 March (Australian time) issued a tough ultimatum to Saddam, demanding he leave Iraq within 48 hours or face an invasion.⁴⁸ On the same day, Howard told the House of Representatives that his government would give a green light to the participation of Australian defence forces in the US-led military campaign (*Operation Iraqi Freedom*) in Iraq. The Australian commitment to the war, he specified, was to be 'limited to the period of the conflict and to those elements already deployed'.⁴⁹ In total, Australia would deploy about 2,000 troops. This decision, which Howard described as 'right' and 'legal', was strongly opposed by the ALP, the Greens and the Democrats.⁵⁰ Labour leader Simon Crean dubbed it as a 'reckless and unnecessary act' on the grounds that Australia's involvement would not only be illegal without a clear UN mandate, but would also increase the risk of terrorist attacks against Australian targets.⁵¹ Public opinion was also at odds with the government decision to commit troops to Iraq. A Newspoll survey revealed that only 22 per cent of Australians supported action while 71 per cent of them remained opposed to an Australian involvement without a clear UN mandate.⁵²

Allied operations in Iraq began on 20 March. Following a swift military campaign, allied forces seized Basra and Baghdad in early April. Tikrit fell on 14 April. With the fall of Saddam's stronghold, the conflict was basically over despite strong pockets of resistance remaining. Australian troops had made a valuable contribution to the successful outcome of allied operations. The SAS had performed important long-range reconnaissance tasks and other duties in western Iraq. Navy divers had undertaken clearance operations in the southern port of Umm Qasr. F/A-18 aircraft had carried out various air support missions for allied ground forces in their advance towards Baghdad.⁵³

Table 1. The Australian military commitment to Iraq

ARMY	NAVY	AIRFORCE
SAS squadron detachment (150 troops) Combat support elements—including a nuclear and chemical defence detachment	HMAS Kanimbla HMAS Anzac	3 130 Hercules transport aircraft 14 F/A-18 aircraft

⁴⁸ Bush's ultimatum was issued in an address to the nation at 8 pm (US Eastern Standard Time). See <<http://www.whitehouse.gov/news/releases/2003/03/20030317-7.html>>.

⁴⁹ Transcript of the Prime Minister Address to the House of Representatives, Parliament House, Canberra, 18.3.2003, <<http://www.pm.gov.au/news/speeches/speech78.html>>.

⁵⁰ 'Australia to contribute 2,000 troops', *Financial Times*, 19.3.2003; 'A nation divided as PM commits to war', *Age*, 19.3.2003; 'Parties unites against Howard's "immoral stand"', *Age*, 18.3.2003.

⁵¹ '48 hours to war', *Age*, 19.3.2003.

⁵² 'Australia commits troops to fight in Iraq', *FT.com*, 18.3.2003;

⁵³ O'Neill, 'Issues in Australian Foreign Policy', p. 544; IISS, *Strategic Survey*, p. 279.

of specialist troops from the Incident Response Regiment		
A quick reaction force drawn from the 4RAR Commando Unit	HMAS Darwin	2 P-3C Orion long-range surveillance aircraft
	1 Navy clearance diving team	3 CH-47 <i>Chinook</i> helicopters Air Forward Command element responsible for coordinating air operations with coalition partners

Source: 'Australia commits troops to fight in Iraq', *FT.com*, 18.3.2003; Transcript of John Howard address to the House of Representatives, Parliament House, Canberra, 18.3.2003; 'Australia: Rising regional power or US proxy?', p. 279.

Having defeated Saddam Hussein, the US and Britain took on the complex task of stabilising and rebuilding Iraq. To this end, even prior to the final collapse of the Iraqi regime, Washington and London urged their closest allies to make contributions towards the reconstruction of Iraq. However, contrary to American and British wishes, the Howard government ruled out the possibility of Australia playing a significant role in Iraq's post-war reconstruction and announced in mid-April that it would withdraw half of its 2,000 strong military contingent in Iraq, including the SAS squadron, the 14 F/A-18 aircraft and the warships HMAS Anzac, Kanimbla and Darwin.⁵⁴ In explaining his government's refusal to play a major role in the stabilization of Iraq, Howard emphasized the fact that it would not be feasible for Australia to deploy a large peace-keeping force in Iraq while still carrying out peace-keeping responsibilities in East Timor and Bougainville.⁵⁵ He added:

I am not saying that anything is going to happen in the region that will require a similar contribution, but one never knows and it is one thing to contribute a highly professional niche special capability for an operation in a country like Iraq over a short period of time ... it's another thing to have a very large number of regulars deployed there indefinitely.⁵⁶

⁵⁴ 'Half of Australian troops in Iraq expected to head home from the end of May', *AFP*, 17.4.2003; 'Hill to visit Middle East next week', *AAP*, 18.4.2003. The Australian government decided to leave behind an army commando supported by CH-47 *Chinook* helicopters, a nuclear and chemical defence detachment of specialist troops, three 130 Hercules transport aircraft, two P-3C Orion aircraft. See 'Australian troop to start coming home', media release, 17.4.2003, <<http://www.minister.defence.gov.au/Hilltpl.cfm?CurrentId=2637>>; 'Forces to stay on', *Western Australian*, 19.4.2003.

⁵⁵ Transcript of the Prime Minister Interview with Paul Murray, Radio 6PR, 17.4.2003, <<http://www.pm.gov.au/news/interviews/Interview312.html>>. See also 'Half of Australian troops in Iraq expected to head home from the end of May', *AFP*, 17.4.2003; 'Hill to visit Middle East next week', *AAP*, 18.4.2003. In April 2003 Australia still deployed 990 personnel, helicopters and a health facility in East Timor as part of the United Nations Mission of Support in East Timor (UNMISET). In Bougainville, the Australian Defence Forces (ADF) provided support to the United Nations Peace Monitoring Group. Support included 35 ADF personnel and a RAN landing craft supported by a weekly RAAF C-130 air logistic support service and commercial shipping from Townsville. The Peace Monitoring Group in Bougainville ceased operations on 30 June 2003. See Department of Defence, *Annual Report 2002-03*, <http://www.defence.gov.au/budget/02-03/dar/02_02_04adfps.htm>.

⁵⁶ Transcript of the Prime Minister Interview with Paul Murray, Radio 6PR, 17.4.2003.

Howard's remarks could not have been more judicious. With hindsight, Australia's decision to play a minor role in the reconstruction of Iraq was to prove far-sighted not only because of the growing difficulties encountered by the US-led coalition forces in trying to pacify Iraq, but also in the light of the growing anarchy into which the neighbouring Solomon Islands appeared to be sliding. The Howard government was concerned that, while not posing a direct threat to Australia, the country's instability could not only jeopardise Australia's maritime security but also lend momentum to a similar crisis in Papua New Guinea—Australia's closest neighbour.⁵⁷ Also conscious of the potential risk, that following 9/11, terrorist groups could use failing states as recruitment grounds or to plan and stage terrorist attacks, the Howard government decided to act. In concert with Australia's Pacific neighbours and at the invitation of the local government, the Howard government decided in July 2003 to despatch 1,500 troops and a 155-strong police force to restore order in the Pacific country, thereby showing its willingness to fulfil a broad regional security role by bolstering the Solomon Islands.⁵⁸ The operation was widely regarded as a success.⁵⁹ In the first month, nearly 3,000 weapons were seized by the assistance force.⁶⁰ By January 2004, 3,700 weapons had been requisitioned and several criminals had been arrested.⁶¹

Conclusion

In seeking to survey Australian foreign policy in the period following 9/11, this paper has shown how the Howard government reacted to the threat posed by Islamic terrorism and how it dealt with the Bush Administration's response to this threat. There is no doubt that Australia's foreign policy after 9/11 has not only been affected by the serious security implications raised by the terrorist attacks on the World Trade Center and the Pentagon—in other words, by the chilling prospect of al-Qaeda (or its affiliates) carrying out devastating attacks with weapons of mass destruction—but also by the manner in which Washington has chosen to wage its war on terror. The combination of these factors has had the effect of drawing Australia closer to the United States. The strengthening of Australia-US relations has however attracted strong criticism in Australia. Critics of the Howard government have taken exception to the strong support given to the Bush Administration's war on terror on the ground that the Administration's approach was not only misguided and aggressive, but also liable to draw Australia into dangerous international conflicts. In their view, Australian interests would be best served by a more, not less, independent stance towards the United States. This, of course, is easier said than done. In an international environment in which the United States suddenly feels vulnerable to the threat of terrorism, it would have been difficult, as well as impracticable, for the Howard government to distance itself from Washington unless Canberra was prepared to pay a significant price in terms of alliance politics. Australia, after all, has heavily relied on

⁵⁷ IISS, *Strategic Survey*, p. 282.

⁵⁸ *Ibid.*

⁵⁹ *Ibid.*; 'Daniel Flitton, 'Issues in Australian Foreign Policy, July to December 2003', *AJPH*, vol. 50, no. 2, 2004, pp. 229-246.

⁶⁰ *Ibid.*

⁶¹ IISS, *Strategic Survey*, p. 282.

the American security umbrella since the end of World War II. Yet, the question remains of how the Howard government has perceived the terrorist threat and how it believes the international community should respond to it. In this respect, Australian views have not been dissimilar to those of the Bush Administration. Hence, the argument can be made that Australian interest are best served by closer relations with the United States.

Critics of Australia's deepening alignment with the United States have had a further reason to castigate the Howard government's foreign policy. They have argued that closer relations with Washington have damaged Australia's standing in Asia and have made the country's engagement with the region more difficult to attain. In their view, Australia's 'special relationship' with the United States has sent out the wrong signal that Canberra is not serious about engaging with the region. It has also helped create an image of Australia as a country subservient to American interests. The problem here is that Howard's critics have not only displayed a tendency to look at Asia as virtually a single geographical entity, grossly overlooking the fact that the region consists of an incredibly diverse range of countries. They have also assumed that Australia's close ties with Washington are incompatible with strong and amicable relations with its Asian neighbours. This is a surprising claim to make. Australia is not the only country in the region to have close ties with the United States. Japan, South Korea, the Philippines, Thailand and Singapore have strong links with Washington. Nor is Australia the only country in the region to have supported the American actions in Afghanistan and Iraq. As seen above, Japan, South Korea, India, the Philippines all offered support to the US-led operation in Afghanistan. As for the war in Iraq, Japan, South Korea, the Philippines and Singapore backed American policy.⁶² Even Malaysia, a country very often critical of Australia's foreign policy, has maintained good relations with Australia despite criticism of Australia's role in Iraq. In July 2004 Malaysia and Australia agreed to preliminary talks on a free trade agreement, having signed an anti-terrorism and intelligence-sharing bilateral agreement in August 2002.⁶³

In conclusion, Canberra's stance on Afghanistan and Iraq does not seem to have damaged Australia's political and economic ties with its neighbours. On the contrary, 'Australia has made important progress in its relations with a number of Asian nations in recent times'.⁶⁴ Apart from the above-mentioned agreements with Malaysia, Australia signed free trade agreements with Singapore (SATA) in July 2003 and Thailand (TAFTA) in July 2004.⁶⁵ In 2004 Australia and Thailand successfully negotiated a treaty-level agreement providing the framework for closer cooperation

across a full range of issues, including security.⁶⁶ In July 2003 Australia and Japan concluded the so-called Australia-Japan Trade and Economic Framework with the view to deepening their already close economic ties.⁶⁷ In January 2004 Australia also began talks with China to examine the feasibility of a possible free trade agreement (FTA).⁶⁸ In 2003 Australia signed a memorandum of understanding with the Philippines to combat international terrorism.⁶⁹ Similar agreements have also been signed by Australia with Indonesia, India and Cambodia.⁷⁰ These agreements, far from denoting an alleged reluctance on the part of the Howard government to engage with Asia, have been evidence of Canberra's willingness to deepen its ties with its regional partners. Interestingly, these agreements have also signalled readiness on the part of Australia's neighbours to work more closely with Canberra.

⁶² 'Singapore member of "willing coalition"', *Staits Times Interactive* (Singapore), undated, <<http://www.straitstimes.asia1.com.sg/iraqwar/story/0,4395,178373,00.html>>.

⁶³ 'Malaysia signs on free trade', *The Australian*, 27.7.2004; 'Australia and Malaysia sign counterterrorism pact', *AP*, 2.8.2002.

⁶⁴ Brendon O'Connor, 'Perspectives on Australian Foreign Policy', *AJIA*, vol. 58, no. 2, 2004, p. 215.

⁶⁵ On SATA see http://www.dfat.gov.au/geo/singapore/_singapore_country_brief.html#safta. On TAFTA see <http://www.dfat.gov.au/trade/negotiations/aust-thai/guide.html>.

⁶⁶ For the Agreement on Bilateral Cooperation between the Government of the Kingdom of Thailand and the Government of Australia see http://www.dfat.gov.au/geo/thailand/thai_bilat_agreement.html.

⁶⁷ For the text of the Australia-Japan Trade and Economic Framework see <http://www.dfat.gov.au/geo/japan/trade/framework.html>.

⁶⁸ See 'China talks start well', *Adelaide Advertiser*, 7.1.2004; 'Good start for Australia-China joint study on FTA', Department of Foreign Affairs and Trade (DFAT) Media Release, 16.1.2004, <http://www.trade.minister.gov.au/releases/2004/mvt002_04.html>.

⁶⁹ On this agreement see http://www.dfat.gov.au/geo/philippines/philippines_brief.html#rel.

⁷⁰ DFAT, *Transnational Terrorism: the Threat to Australia* (Canberra: Commonwealth of Australia, 2004), <<http://www.dfat.gov.au/publications/terrorism>>.

Beiträge aus Forschung und Lehre

My Two Germanies John Milfull (Sydney)

Unfashionable as the word "assimilation" is these days, I am convinced that one can never really understand another society without making a determined effort to assimilate. Arthur Schnitzler even claimed that Jewish Austrians understood their hosts "better than they understood themselves", and with good reason: "This gift of understanding was forced to develop over a long period of time ... according to the laws of survival, if you like... in order to make one's way among strangers, or, as I said before, in enemy territory, to be armed against all dangers and tricks that await one, one must get to know one's enemies as well as possible, their virtues and their weaknesses...".

My situation as an Australian outsider who arrived in West Germany in 1962, speaking a variety of university German even more exotic than *Mauscheln*, was considerably less dramatic. Even on a bad day on the Munich trams, there was no real prospect of a *pogrom*, and my Berlin *Hausmeister* in 1969 was so relieved to find I was a *white* Australian that he almost dissolved in smiles. And if there were dangers and tricks that awaited me in this unfamiliar terrain, I was determined to overcome them, and not to return to Australia with all the prejudices, conscious and unconscious, I had brought with me. In time, I have come to realise that many of the pitfalls one encounters are in any case "foreigner-specific": each country reserves its most unlovely set of bureaucratic procedures for dealing with its "guests". And I know, of course, that there is a world of difference between spending a study leave, with all its sense of release and freedom, in a country of one's choice, and struggling to integrate and survive as a migrant who has often no choice at all.

Of course, there was a qualitative leap in the degree of "otherness" I experienced on my visits to the GDR, but the initial impression of a bleak and dilapidated nowhere was rapidly more than compensated by the warmth and genuine interest which I encountered, both with academic contacts and "ordinary people", an underlying humanity close beneath the missing veneer. I don't want to romanticise this: sympathetic visitors from the West who could speak some sort of German were rare enough, and helped to alleviate the sense of separation and isolation felt so deeply by most GDR citizens - separation not so much from their West German "brothers and sisters", but from the "real world", where things actually happened. I was not so convinced myself that they did in fact happen - the "period of stagnation" certainly had its Western equivalent - but this thirst for experience, even at second hand, was easy to understand.

At the end, I felt at home in both and neither of the German states, just as I came to feel both at home and not at home in Australia. In "assimilating", it was impossible

not to absorb and understand some of their attitudes towards one another, but always with the saving mixture of empathy and detachment my increasingly relativised "Australianness" brought with it. When I published my contribution on GDR literature and society in Viktor @mega~s' *History of German Literature* in 1984, the reactions from colleagues in the East and the West were oddly similar and rather envious: how much easier it was to write about such things "from outside". I even came to refer to the chapter self-deprecatingly as "GDR literature seen from the moon". But of course it wasn't. It was GDR literature seen by an empathetic outsider, who was also an empathetic outsider in the Federal Republic and, on a good day, in his own country. At the risk of offending the national feelings of the unreconstructed, I have to say that at the mean time I find this a highly desirable state of affairs, and I hope that with the development of multicultural societies and supranational states such multiple identities will become increasingly common, and not restricted to a privileged group. It seems to me the basis for a humane and dispassionate attempt to accommodate genuine difference and render it productive.

François Mauriac's witticism, "I love Germany so much I'm glad there are now two of them", defined not only the guilty secret at the root of allied policy towards a defeated Germany, but increasingly, internal German relations themselves. As a foreign visitor, you got "two Germanies for the price of one", and I have to admit that I sometimes miss the discreet charms of divorce and the competition for sympathy it produced. It was rather like being the common friend of an estranged couple, still connected by some strange kind of love-hate relationship, always wanting to talk about the other while keeping their distance, and above all, to justify, explain, and enlist sympathy for their separated condition. Willy Brandt was only stating the obvious in the formulation that the two German states could never be *Ausland* ("foreign territory") for one another; it has only really become fully apparent since 1989 to what extent each state was defined and constructed in terms of its "other", however caricatured or misunderstood, and the removal of this tension, at least on the formal political level, has left a substantial gap in cultural and political discourse. How can we (and they) manage without the "better Germans" (whichever they are/were)?

I think we have to begin from the insight that both German states and their populations defined themselves largely in terms of what they were not, rather than what they were, and that high on the list in each case was the other as image of all it was not. The shared nationality of the past was as unpleasant and uncomfortable a topic as conjugal sex for divorced couples, especially as everyone told them (with some justification) that they were no good at it, and never had been. To extend the metaphor further: remarriage was forced on the unwilling parents by a revolt of the children who had remained in the custody of *Spouse B*. They were no longer able to suppress their envy for the better living conditions of their siblings out of the loyalty such situations demand, but which seldom survives adolescence unscathed. It was not, I'm afraid, or rather relieved, an outburst of national feeling, a burning desire for Mum and Dad to get together again or even to bridge the gap with the Western siblings, but an outburst of pent-up frustration about sacrifices which no longer seemed worth it. Of the three catchwords of the French Revolution, *equality*, in a particularly pragmatic

sense, the desire for an equal share, came first; *liberty*, again in a fairly pragmatic sense, freedom of movement, second, but *fraternity* scarcely rated at all. On the West German side, which made no claim to a revolutionary heritage and in any case was not so much actor as reactor, this list was even further reduced, to a general sympathy for the desire for freedom, provided it didn't destabilise the West German *dolce vita* too much. The ungenerous suspicion voiced by that dangerous communist Oskar Lafontaine, that meeting the *Ossis'* desire for equality would end up far too expensive, was only briefly suppressed by Kohl's bland double negative, that the "blossoming landscapes" would *cost no-one nothing*. Like all double negatives, it contained its contrary: German unification has cost everyone something. If, on the one hand, it led directly to the collapse of the Soviet system and opened the way for the integration of East-Central Europe, it has also tied up for years the bulk of the resources West Germany might have devoted to the project. In retrospect, it is hard not to laugh at Thatcher's and Mitterand's paranoid fears that unification would make the Germans too strong - if the process of European integration has suffered, it is more because of their relative weakness.

It is a great deal easier to understand post-unification tensions if one accepts these starting points. The crucial question, of course, for an amateur counsellor is what both partners can bring to this unexpected and rather unequal re-marriage. I want to exploit my position as friend of the family quite shamelessly and attempt to define, from a mass of impressions over many years, the "achievements" of both GDR socialism and FRG (Rhenish) capitalism, and consider to what extent they can be preserved and blended in the years ahead.

Of course Mauriac was wrong: there were far more than two Germanies, and always have been so, except, perhaps, briefly in 1914 and during the heady years from 1933 till 43. Unsurprisingly, no one was keen to adopt either as a model for post-war Germany. There is little doubt that the two major pillars of West German success, the new Federal constitution and the concept of a "social market economy", were both adopted specifically as antidotes to an experience of unification and centralised state power no one wished to repeat, or even remember. But they proved an almost unmixed blessing. The formal recognition of the regional differences which had characterised most of German history defused and suppressed the national issue, and when it became clear that the way of acceptance back into the club of "civilised nations" lay through NATO and the EC, served as a firm foundation for the increasing transfer of "national sovereignty" to the new supra-national entities. In a major historical irony, the German deficit (late unification, lack of a clear and accepted metropolitan centre) suddenly came to be seen as a credit. This irony was repeated in 1990, when the expedient solution, disbanding the GDR and granting accession to the five resurrected East German *Länder*, simultaneously, and, I suspect, quite unintentionally, delivered the long-term therapy for the identity problem the absorption of the GDR was bound to create. It is already clear that the federal constitution has once again enabled the deflection of an awkward and scarcely resolvable issue onto a regional level where local heroes like Biedenkopf and Stolpe are able to recreate some form of identification.

Equally, anyone who has followed the development of Christian Democrat policy after the war, from the Bad Ahlen program, more socialistic than the SPD, to Erhard's final establishment of the social market economy as the other founding doctrine of the FRG, will be aware of the two poles between which this path was plotted. The first - the rejection of the centralised, dirigistic Nazi economy, based from the beginning, like Rathenau's WUMBA so much admired by Lenin, on the need for total mobilisation of resources in war; the second - the attempt to neutralise the attractions of socialism by stealing its thunder and "humanising" capitalism. Bismarck had shown the way with his "Prussian socialism", an interesting oxymoron if ever there was one.

It has to be said that it worked, provided, of course, one was German; the experience of migrant workers was less ecstatic. And, as if to refute the prognoses of prophets of doom like Karl Jaspers, the structures were finally filled by the new generation of democrats they were designed to encourage. There can be no real argument that the Federal Republic by 1989 had a strong claim to having created the highest degree of democracy and social consensus within the European Community.

What were the downsides? In many ways, they are linked to Jaspers's uncomfortable claim that West German democracy had no organic base in the population, it was achieved by default rather than design. How solid are the foundations on which the two pillars we have identified are built? Dieter Hasselbach argues convincingly that the almost total displacement of national pride onto economic success leaves the Germans unusually vulnerable to pits and troughs in the world economy; even a modest reduction in affluence threatens apocalypse, and there can be little doubt that Gerhard Schroeder is now finding out for himself to what extent the axioms of Rhenish capitalism are inscribed in the New German soul. If the German market economy is in need of a renovation, he will disturb the reality or myth of social consensus at his peril.

But in many ways, it is the other pillar that gives more cause for alarm. Since unification, there have been calls from within and without for the "normalisation" of Germany. Like Golda Meir's famous slogan, "the Jews are a people like any other", this seems to mean that the Germans should give up their abstinence from the better known boy's games of history; the first obligation of normality, it seems, is to join in a war. I have never been able to understand how any people, the Jews or the Germans, could set up normality as a goal; it is not a goal, but an excuse. If much of the abstinence that served West Germany so well, politically, socially and economically, was achieved by default, it needs to be reconstructed consciously, as a matter of post-national conviction.

I have left my East Germans till last; they are used to it. In the debates of 1990, they were at a considerable disadvantage. There was a strong conviction, which reached well beyond the original movement for democratic reform, that the "achievements of socialism" or, more cautiously, the achievements of East Germans under socialism, should somehow be incorporated into a new constitution, to be hammered out at the Convention Article 146 of the Basic Law clearly foresaw. But when it came to the point, they were hard pressed to name or define these achievements. Most of the suggestions involved the incorporation of the best features of the GDR social security

system, but when it became clear that the West German dealers who held the bank and most of the cards were unwilling to include even a symbolic recognition of the right to work, just as the maintenance of employment rapidly disappeared from the *Treuhänders* priorities, the campaign collapsed. And it is hard to see how it could have succeeded, for all the devastation wrought by the application of shock therapy to the East German economy and its industrial sector. The people had voted unambiguously for the market economy, and Kohl left no doubt that he had no intention of throwing "good money at a bad system".

In retrospect, it has become increasingly clear that the "achievements of socialism", such as they were, could not be carried over into a united Germany in any formal way, because they were largely intangible and grew out of an East German sense of "anti-identity" which depended on both the regime and its hostile brother, the FRG, for existence. East Germans had every reason to be proud that they had "almost made socialism work" (against all the odds, some would say), but they were unlikely to receive any credit from this from those who had no vested interest whatever in making it work. Nor did the West appear much interested that, contrary to the popular Slavic myth, the SED had succeeded, on the whole, in avoiding the worst excesses of Stalinism.

The Soviet Empire was anything but a monolith, for all the realities of neo-colonial rule from Moscow. One of the more fascinating, and perhaps even useful, research projects of the future will be the study of the different forms in which "imported Stalinism" was domesticated and rendered more or less liveable. At the ends of the scale are probably Poland and the GDR; Poland, in which the attempt had to be more or less abandoned, given the massive and often anarchic resistance of the population to any form of organisation, and the GDR, in which it advanced furthest. Surprisingly, perhaps, anti-Sovietism played a much less significant role in the GDR than elsewhere, not only because of the policy of non-fraternisation adopted after the disasters of 1945/46. In the other Eastern European States, it went hand in hand with a deep bitterness over the loss of an independence only recently won and never really enjoyed, which often took an intensely nationalistic form. In the GDR, its anti-Fascist credentials were the regime's trump card. Whatever their authenticity and despite their later manifest degradation into empty ritual, they lay at the centre of socialism's undeniable appeal to the post-war generation, reinforced by the presence of an brilliant group of anti-Fascist intellectuals returning from emigration in the West to a daily and increasingly bitter struggle with the reality of Stalinism. Opposition to "socialism as it existed in [the] reality" of the GDR expressed itself, in the tradition of the Western emigrants, not in a national form, but as a critical affirmation of socialism against its deformations, with the unspoken subtext that perhaps precisely in Germany anti-Fascists might finally construct a humane society, freed from the stains of both totalitarian heritages. The GDR never produced a dissident culture on the Polish or Czech model; even its best known bad boy, Wolf Biermann, was never tired of affirming his loyalty both to the state he had chosen and to a revolutionary romanticism so far beyond the bounds of the practical as to offer no possible programme for change. The vast majority of GDR artists and intellectuals retained a

critical solidarity with socialism which contrasted oddly with the survival of earlier traditions of intellectual messianism and separatism to their East.

The broader culture which emerged from this constellation presented an image of warmth and humanity projected within, but not against, the often harsh realities of everyday life, which demonstrably had an enormous appeal to large sections of the population. I am convinced that it lay at the root of the personal relationships which for most survivors are the real object of nostalgia - *Ostalgia* if you will - and at the heart of the first GDR reform movement, before it was swamped by the dash for the D-Mark. I suspect that the final answer to that other most teasing question of unification, why the SED leadership finally let it be and abdicated, was that they too were products enough of this culture not to try and suppress what seemed, to many of them as well, the final, and unexpected, outbreak of democratic socialism - without nationalism, without violence and without hierarchy. That it vanished so rapidly, almost without trace, remains the saddest outcome of unification, but also its major challenge. The real achievement of GDR socialism only emerged in its downfall, an image unclear, but extraordinarily persuasive, of a society based on "friendliness", as Brecht would have said. I do not think it needs to be lost for ever; it could well be the real contribution the Ossis can make to the New Germany, if they overcome bitterness and decide, in their turn, to fill the empty spaces of a society badly in need of new common values and directions. The creative if hostile tensions of the Cold War years need to be transformed into a positive dialogue within a New Germany that recognises and cultivates difference, not only between Germans, and turns it into a source of innovation and creativity. My *Two Germanies* do not need to become one in the old sense, to fit some kind of pre-EU directive on the size, shape and content of regulation nations; they need to weave their own diversity into the broad fabric of European diversity, to complement and enrich each other.

**Von Down Under nach Up Above und zurück:
Australische Wissenschaftler/-innen zu Gast in der
BR Deutschland, 1953-2002**
Heike Jöns (Heidelberg)

Einleitung

Internationale Wissenschaftsbeziehungen spielen seit Mitte der 1990er Jahre eine wichtige Rolle in der öffentlichen Diskussion um die Wettbewerbsfähigkeit des Hochschul- und Forschungsstandorts Deutschland (vgl. z.B. Bode 1997, DAAD 2003, Gries 1997). Beobachtungen zu einer möglicherweise rückläufigen Attraktivität für ausländische Gastwissenschaftler gaben einen wichtigen Impuls für die im Gang befindliche, umfassende Reform des deutschen Hochschulwesens. Zugleich erhielten gezielte wissenschaftspolitische Maßnahmen für eine stärkere Internationalisierung von Studium und Forschung in Deutschland langfristig hohe Priorität, wie die im September 2001 angelaufene Konzertierte Aktion *Internationales Marketing für den Bildungs- und Forschungsstandort Deutschland* verdeutlicht (bmb+f Pressemitteilung Nr. 95/2001 vom 22.6.2001).

Um wissenschaftlich begründete Aussagen zur Entstehung, Gestaltung und Wirkung von Forschungsaufenthalten ausländischer Gastwissenschaftler in Deutschland aus einer Langzeitperspektive treffen zu können, wurde am Geographischen Institut der Universität Heidelberg in den Jahren 2002 bis 2004 ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördertes Projekt durchgeführt, das sich besonders für die unterschiedlichen Perspektiven von Gastwissenschaftlern aus verschiedenen Regionen und Fächern interessiert. Auf Grundlage einer in diesem Rahmen durchgeführten schriftlichen Befragung von mehreren tausend Wissenschaftlern weltweit sowie persönlichen Interviews mit ehemaligen Gastwissenschaftlern und Gastgebern diskutiert der vorliegende Beitrag empirische Befunde zu den Bedingungen und Auswirkungen forschungsbezogener Deutschlandaufenthalte australischer Wissenschaftler während der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts und vergleicht diese mit typischen Erfahrungen von Wissenschaftlern aus anderen Regionen.

Im ersten Abschnitt werden der methodische Kontext und die Datengrundlagen der Auswertungen skizziert. Letztere beziehen sich auf das Forschungsstipendienprogramm der Alexander von Humboldt-Stiftung als das zahlenmäßig bedeutendste Förderprogramm für längerfristige Forschungsaufenthalte ausländischer Gastwissenschaftler an deutschen Hochschulen und Forschungseinrichtungen. Der zweite Abschnitt betrachtet die untersuchte zirkuläre akademische Mobilität im Kontext jüngerer Austauschbeziehungen zwischen Australien und Deutschland sowie der Entwicklung internationaler Wissenschaftsbeziehungen in den vergangenen fünf Jahrzehnten (vgl. Stilz 1995). Der dritte Abschnitt behandelt die Fragen, aus welchen Fachgebieten die australischen Gastwissenschaftler stammten, warum sie für einen längerfristigen Forschungsaufenthalt nach Deutschland gegangen sind, welche Erfahrungen sie mit dem deutschen Wissenschaftssystem gemacht haben und was die wichtigsten Auswirkungen der resultierenden Wissenschaftskontakte waren. Abschließend werden die gewonnenen Erkenntnisse in fünf Thesen zur Situation deutsch-australischer Wissenschaftsbeziehungen zusammengefaßt.

Die folgenden Ausführungen verstehen sich als Anregung zu vertiefenden Diskussionen und Arbeiten über ein interdisziplinär relevantes Themengebiet, das angesichts eines wachsenden internationalen Wettbewerbs um wirtschaftlich relevantes Wissen und hochqualifizierte Arbeitskräfte für die hochentwickelten Dienstleistungsgesellschaften Deutschlands und Australiens in Zukunft an Bedeutung gewinnen wird.

Methodischer Kontext und Datengrundlagen

Zirkuläre räumliche Mobilität von Wissenschaftlern in Form von fachlich und meist auch kulturell motivierten, zeitlich befristeten Aufenthalten in einem anderen Land als dem ihres gegenwärtig primären Arbeitsumfeldes besitzt eine wichtige Bedeutung für die Produktion und Verbreitung wissenschaftlichen Wissens. Über das Knüpfen neuer Verbindungen zwischen Akteuren, Ideen, Forschungsobjekten und -infrastrukturen verschiedener Länder können Gastwissenschaftler langfristig zur Entwicklung internationaler Beziehungen, wirtschaftlicher Wettbewerbsfähigkeit, interkulturellen Austauschs und gesellschaftlicher Entwicklung beitragen (Jöns 2003a).

Dieser hohe wissenschafts- und gesellschaftspolitische Stellenwert zeitlich befristeter Forschungs- und Lehraufenthalte im Ausland kommt in staatlich und privat unterstützten Mobilitätsprogrammen zum Ausdruck. Mit über 50.000 Bewerbern und rund 20.000 geförderten Gastwissenschaftlern seit 1954 bildet das Forschungsstipendienprogramm der Alexander von Humboldt-Stiftung das zahlenmäßig bedeutendste Förderprogramm für längerfristige Forschungsaufenthalte ausländischer Wissenschaftler an deutschen Hochschulen und anderen Forschungseinrichtungen (Jöns 2002, DAAD 2003). Da internationale zirkuläre Mobilität in den Wissenschaften bisher nur im Rahmen solcher Programme systematisch erfaßt wird, basieren die in diesem Beitrag analysierten empirischen Erhebungen zu den Forschungsaufenthalten australischer Wissenschaftler in Deutschland auf der Mobilität im Rahmen des Humboldt-Forschungsstipendienprogramms.

Humboldt-Forschungsstipendien richten sich an hochqualifizierte promovierte Wissenschaftler im Alter bis zu 40 Jahren aus allen Fächern und Ländern, die für ein bis zwei Jahre ein selbstgewähltes Forschungsvorhaben in der Bundesrepublik Deutschland durchführen möchten. Im Rahmen der schriftlichen Erhebung im DFG-Projekt wurde Anfang des Jahres 2003 ein zweisprachiger Fragebogen an 3.718 Humboldt-Stipendiaten verschickt, die per Zufall aus allen Stipendiaten der Jahre 1954 bis 2001 ausgewählt worden waren. Dies entspricht jedem vierten noch erreichbaren und jedem fünften von allen Forschungsstipendiaten der Jahre 1954 bis 2001. Da zum Zeitpunkt der Erhebung noch rund 90% der ehemaligen Stipendiaten mit der Stiftung in Kontakt standen, bot sich eine einmalig günstige Situation für die Erforschung langfristiger Auswirkungen zirkulärer Mobilität in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Jeder zweite der angeschriebenen Humboldt-Stipendiaten hat geantwortet (51%, 1.893 auswertbare Fragebögen). Die Australier waren unter den Wissenschaftlern der zwanzig am häufigsten vertretenen Länder am auskunftsreichsten (64%, 56 Fragebögen). Folglich liegen den Auswertungen die Erfahrungen von jedem neunten nach Deutschland gekommenen Humboldt-Stipendiaten und jedem siebten australischen Humboldt-Stipendiaten der Jahre 1954 bis 2001 zugrunde.

Aus methodischen Gründen, die mit der Größe der statistischen Fallzahlen und dem Erkenntnisinteresse an kulturell geprägten Forschungsstilen in Zusammenhang stehen, beziehen sich die Vergleiche zu Wissenschaftlern aus verschiedenen Teilen der Welt auf zwölf Großregionen. In diesem Beitrag wird die Region Australien und Neuseeland ($n = 66$) mit USA und Kanada ($n = 225$), Mittel- und Südamerika ($n = 95$), Ostasien ($n = 320$), Südasien ($n = 152$) und der Europäischen Union mit fünfzehn Mitgliedstaaten (EU-15, $n =$

297) verglichen. Diese Art des geographischen Vergleichs versucht typische Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten ohne die Möglichkeit auszuschließen, daß es weitaus feinere und gegebenenfalls wichtigere Differenzierungen auf individueller Ebene gibt, welche die notwendigerweise pauschal erscheinenden Aussagen zu ‚den Australiern‘ bzw. ‚den US-Amerikanern‘ verkomplizieren.

Kontextualisierung deutsch-australischer Wissenschaftsbeziehungen

Im Humboldt-Forschungsstipendienprogramm gehört Australien zu den zwanzig Staaten mit den meisten Bewerbungen zwischen 1954 bis 2001. Während die durchschnittliche Erfolgsquote der Bewerbungen über die Jahre hinweg relativ konstant bei einem Drittel lag, war aus Australien jeder zweite Antrag erfolgreich. Da die Vergabe von Humboldt-Forschungsstipendien ohne Länder- und Fächerquoten auf Grundlage der wissenschaftlichen Qualität der Bewerberinnen und Bewerber unter Berücksichtigung regionaler Unterschiede im Entwicklungs- und Ausbildungsstand erfolgt, weist dieser im Ländervergleich höchste Anteil erfolgreicher Bewerbungen auf einen international besonders hohen Qualitätsstandard australischer Forschung hin.

Die Rangliste der Interessensbekundung an einem Forschungsaufenthalt in Deutschland wird im Zeitraum 1954 bis 2001 von Indien angeführt. Die meisten Stipendien gingen wegen eines größeren Auswahlserfolgs nach Japan und in die USA. Australien liegt mit einem Anteil von 2,3% an den vergebenen Stipendien auf dem 13. Platz und rangiert somit deutlich weiter oben als in der Rangliste der Bewerbungen (1,5%, 20. Platz). Um die Bedeutung dieser Anteile und Rangplätze Australiens besser beurteilen zu können, widmen sich die folgenden zwei Abschnitte aktuellen und historischen Austauschbilanzen zwischen Deutschland und Australien in verschiedenen Segmenten internationaler Beziehungen.

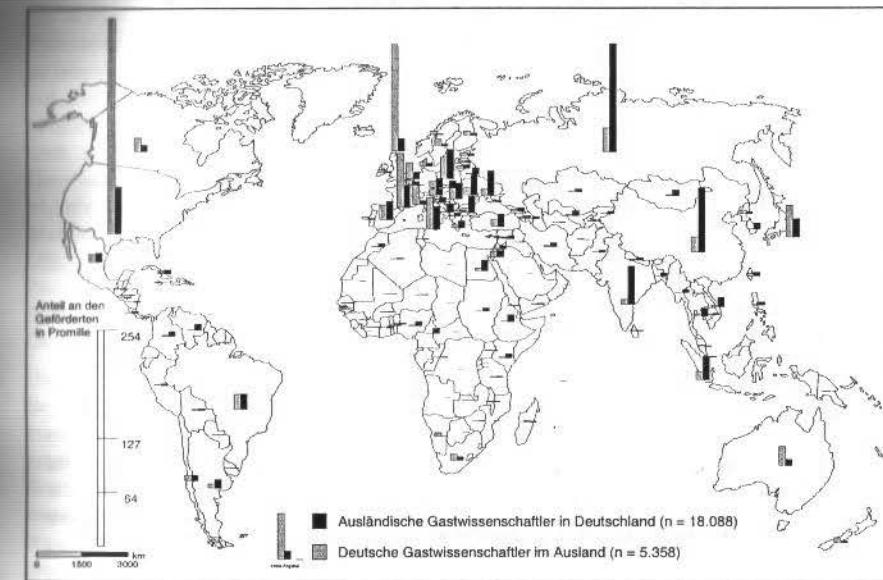
Geförderter Wissenschaftleraustausch aus deutscher Perspektive

Internationale zirkuläre Mobilität von Wissenschaftlern aus Deutschland ins Ausland und aus dem Ausland nach Deutschland wurde im Jahr 2001 von deutscher Seite her durch dreizehn Organisationen gefördert. Diese sind für einen wesentlichen, jedoch nicht quantifizierbaren Anteil des gesamten deutschen Wissenschaftleraustausches verantwortlich (DAAD 2003). Die geographische Verteilung der mobilen Wissenschaftler nach Herkunfts- und Zielländern verdeutlicht zum einen Deutschlands vermittelnde Position in der weltweiten Hierarchie regionaler Wissenschaftszentren. In den krisengeschüttelten bis boomenden Forschungsstandorten in Asien besteht ein großes Interesse an Deutschland, während sich mehr als ein Drittel der deutschen Gastwissenschaftler im Ausland auf die international führenden Wissenschaftszentren im englischsprachigen Raum, vor allem die USA und Großbritannien konzentrieren (Karte 1, s. nächste Seite). Zum anderen zeigt der Vergleich der Herkunfts- und Zielländer ein relativ größeres Interesse deutscher Wissenschaftler an Australien als australischer Wissenschaftler an Deutschland. Diese Asymmetrie ist zwar wesentlich geringer ausgeprägt als in den englischsprachigen Wissenschaftszentren USA und Großbritannien, sie tritt jedoch stärker in Erscheinung als zum Beispiel im Falle von Kanada und Japan. Dennoch ist das Ausmaß der Förderung australischer Forscher in Deutschland positiv zu beurteilen, da die absoluten Förderzahlen im betrachteten Zeitraum trotz der viermal kleineren Wissenschaftsgemeinschaft Australiens nahezu ausgeglichen sind (121 Wissenschaftler gingen im Jahr 2001 nach Australien, 133 von Australien nach Deutschland).

Austausch in anderen Bereichen

Die unterschiedlichen Größenverhältnisse Deutschlands und Australiens bilden einen wichtigen Hintergrund für die Beurteilung akademischer Austauschbeziehungen (Tabelle 1). Deutschland weist viermal mehr Bevölkerung und Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer als Australien auf. Mit dreimal mehr wissenschaftlichen Publikationen sind australische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Natur- und Ingenieurwissenschaften – zumindest in dieser Hinsicht – etwas produktiver als ihre deutschen Kollegen. Internationale Koautorenschaft ist in Australien etwas stärker auf die USA konzentriert als in Deutschland, Deutschland ist aber hinter den USA und Großbritannien das drittweitgrößte Herkunftsland internationaler Koautoren für Australier und liegt damit vor Kanada, Japan, Frankreich und Neuseeland. Aus deutscher Perspektive nimmt Australien zusammen mit fünf anderen Ländern (Belgien, Dänemark, Israel, Spanien und Ungarn) den zehnten Platz auf der vergleichbaren Rangliste ein.

Karte 1: Geförderter Wissenschaftleraustausch aus deutscher Perspektive 2001



Datenquelle: DAAD 2003, eigener Entwurf.

Ähnliche Verhältnisse finden sich im Außenhandel sowie bei einreisenden Studierenden und Touristen (Tabelle 1). In absoluten Zahlen gehen zum Beispiel sechsundzwanzig mal mehr deutsche Touristen nach Australien als umgekehrt, was die Faszination des Kontinents als Reiseland unterstreicht und ebenso das Interesse deutscher Studierender und Wissenschaftlern an Australien beeinflussen wird. Ein internationaler Vergleich der Anteile ausländischer Studierender durch die OECD (2003) zeigt, daß Australien mit einer Nettoaufnahme ausländischer Studierender von 5,5% nach der Schweiz und vor Großbritannien die internationalste Studierendengemeinde besitzt.

Tabelle 1: Ausgewählte Beziehungen zwischen Deutschland und Australien

	Deutschland	Australien	Deutschland /
Australien			
Bevölkerung (in Mill.)	82,4	19,8	4 / 1
Hochschullehrer (Vollzeit)	160 389	35 867	4 / 1
Studierende	1 930 923	726 418	3 / 1
Wissenschaftliche Publikationen ^a	47 714	15 287	3 / 1
pro Kopf	464	546	0,9 / 1
internationale Koautorenschaft	18 340	4 840	4 / 1
mit USA (1999, %)	30,0	37,0	
mit dem anderen Land (1991-95, %)	2,0	7,0	
Geförderte Gastwissenschaftler			
Export in das andere Land (2001, %) ^b	2,3		
Import aus dem anderen Land (2001, %) ^b	0,7		
Humboldt-Stipendiaten ^c	2,2		
Studierende			
Export in das andere Land (%) ^d	0,05	0,03	
Import aus dem anderen Land (%) ^d	0,01	0,13	
Nettoaufnahme aus dem Ausland (%)	1,9	5,5	
Außenhandel (Volumen in US-\$)			
Export in das andere Land (%)	0,6	1,6	
Import aus dem anderen Land (%)	0,2	6,0	
Tourismus (Ankünfte)			
Import aus dem anderen Land (%)	0,15	3,0	

^a Natur-, Ingenieur- und Sozialwissenschaften.^b Graduierte, Post-Docs und etablierte Wissenschaftler.^c Post-Docs und etablierte Wissenschaftler.^d In Prozent aller Studierender, nicht nur der aus- oder einreisenden Studierenden.

Datenquelle: DAAD 2003, NSF 1998, OECD 2003, Statistische Jahrbücher der BRD, eigene Zusammenstellung.

Betrachtet man die Mobilität von Gastwissenschaftlern zwischen Deutschland und Australien vor dem Hintergrund dieser verschiedenen Beziehungsgeflechte, so bleibt erstens festzuhalten, dass Deutschland gegenüber Australien eine größere Exportkapazität besitzt, der Austausch von Wissenschaftlern jedoch ausgeglichen ist und auch eine größere relative Bedeutung besitzt als andere Waren- und Personenströme zwischen diesen beiden Staaten. Zweitens weisen die verfügbaren Daten darauf hin, daß das Interesse in Australien an einem Studien- oder Forschungsaufenthalt in Deutschland mit fortgeschrittenener Karrierephase zunimmt, was als ein Qualitätsmerkmal für die Forschung oder zumindest die angebotenen Förderprogramme gewertet werden kann. So kommen von den Humboldt-Forschungsstipendiaten, bei denen es sich hauptsächlich um Post-Docs bis *Associate Professors* handelt, 2,2% aus Australien (1,5% der Bewerbungen), während dieser Anteil bei Wissenschaftlern unter Einbezug von Graduierten bzw. Doktoranden 0,7% beträgt. Die Bedeutung Australiens als Zielland für deutsche Gastwissenschaftler entspricht der Größenordnung internationaler Koautorenschaft mit Australiern (2%) und relativiert somit ebenfalls den flüchtigen Eindruck ungleicher Austauschbeziehungen für die Ebene der Forschung. Inwieweit eine solche relativ positive Beurteilung der Förderzahlen aufrecht erhalten werden kann, wenn man die historische Dimension des Humboldt-Forschungsstipendienprogramms einbezieht, erkundet der folgende Abschnitt.

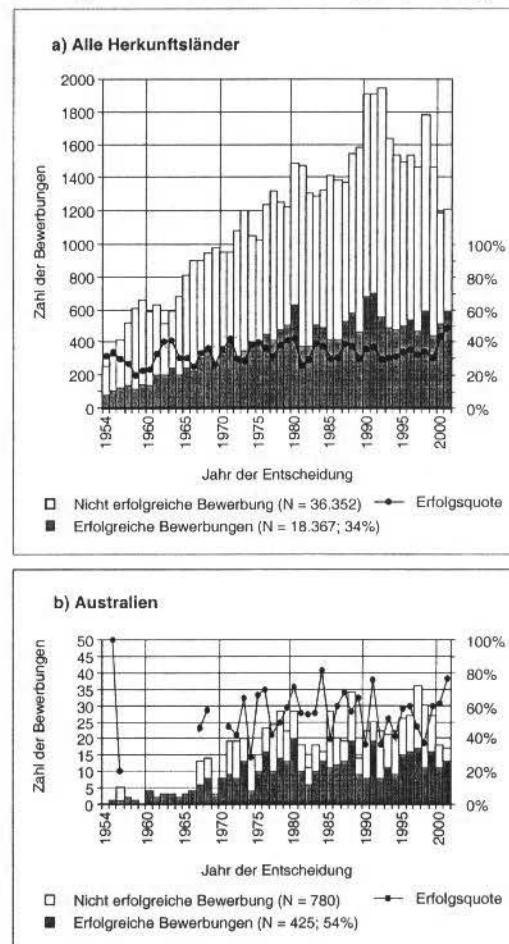
Historische Perspektiven

In den ersten vier Förderdekaden seit Programmbeginn nahm die Zahl der weltweiten Bewerbungen für Humboldt-Forschungsstipendien, der vergebenen Stipendien und der Herkunftsänder kontinuierlich zu, was auf eine allmähliche Reintegration Deutschlands in die internationale Wissenschaftsgemeinschaft nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hinweist und sowohl die Kapazitätserweiterungen im Rahmen der Bildungsexpansion der späten 1960er und 1970er Jahre als auch den deutlichen qualitativen Anstieg von Forschung und Lehre an deutschen Hochschulen widerspiegelt (Abbildung 1a, Jöns 2003b). Veränderungen in der regionalen Herkunft der eingereisten Humboldt-Stipendiaten verdeutlichen, wie wichtige weltpolitische Ereignisse, sich wandelnde politische und wirtschaftliche Gegebenheiten in den Herkunftsändern und damit verbundene Veränderungen in den Beziehungen zur Bundesrepublik den internationalen Wissenschaftleraustausch beeinflussen. Prägnante Beispiele geben die Reformperiode des Prager Frühlings im Jahr 1968, in dem die vergleichsweise kleine Tschechoslowakei zu dem Land mit den meisten Bewerbungen aufstieg, und der Fall des Eisernen Vorhangs, der ein Boom an Bewerbungen in vielen Ländern Ostmitteleuropas und der Russischen Föderation auslöste. Das Ende des Kalten Kriegs eröffnete weltweit mehr Möglichkeiten zu internationaler Mobilität und Kooperation, so daß die Zeit seit Anfang der 1990er Jahre von einer Dezentralisierung internationaler Wissenschaftsbeziehungen und somit einem verstärkten internationalen Wettbewerb um Gastwissenschaftler geprägt ist. Dies betrifft auch die deutsch-australischen Beziehungen, da in der australischen Wirtschaft und Gesellschaft eine immer stärkere Vernetzung im asiatisch-pazifischen Raum zu beobachten ist, die sich auf der Ebene des Studierendenaustausches zum Beispiel im *University Mobility in Asia and Pacific Program* (UMAP) ausdrückt (AV-CC 2002). Im Rahmen von UMAP wurden seit 1990 jährlich mehrere tausend Studierende mit anderen Pazifikrainern Staaten ausgetauscht (15.000 ausreisende Studierende, 20.000 einreisende Studierende). In Europa ist dagegen ein zunehmender Austausch mit den Staaten Ostmitteleuropas zu beobachten (Karte 1).

Die Entwicklung der Bewerbungen für Humboldt-Stipendien aus Australien unterstützt die Beobachtung von Gerhard Stilz (1995, 157ff.), daß sich die akademischen Beziehungen zwischen Australien und Deutschland in den 1950er bis 1970er Jahren nur sehr zögernd entwickelt haben (Abbildung 1b). Im Falle der potentiellen Humboldt-Stipendiaten stieg das Interesse an der deutschen Wissenschaftslandschaft erst zum Anfang der 1970er Jahre merklich an, als ein international führendes Niveau im gesamten Spektrum der Natur- und Ingenieurwissenschaften wiedergewonnen war. In diese Zeit fällt auch die Einrichtung mehrerer bilateraler Abkommen zwischen Australien und der BRD, zum Beispiel das *Science and Technology Agreement* von 1976, und die Gründung der Goethe Institute in Melbourne (1972) und Sydney (1974) (Stilz 1995, 160f.). Seit 1975 kommen jährlich etwa zehn bis fünfzehn Humboldt-Forschungsstipendiaten nach Deutschland. Die Dynamik des Austausches blieb allerdings hinter der Personalentwicklung im Hochschulbereich zurück, so daß in den 1950er Jahren rund drei Bewerber auf 1.000 Lehrkräfte (*Lecturer, Reader, Professors*) entfielen, heute nur noch rund einer. Auch wenn man die Zahl der Bewerbungen nur auf *Reader* und *Professors* bezieht, deren Anzahl weniger stark expandierte als die der *Lecturer*, so entfielen in den 1950er und 1960er Jahren zehn und in den 1990er Jahren noch vier Bewerbungen auf 1.000 *Reader* und *Professors*. Neben der erwähnten Dezentralisierung internationaler Wissenschaftsbeziehungen seit dem Ende des Kalten Kriegs, die von dem wirtschaftlichen Boom der asiatischen Tigerstaaten unterstützt wird, gibt es verschiedene Einflußfaktoren, welche eine Fortsetzung der gegenwärtigen

Intensität deutsch-australischer Wissenschaftsbeziehungen durch längerfristige Forschungsaufenthalte von Australiern in Deutschland nicht selbstverständlich erscheinen lassen. Diese Entwicklungen erlauben entgegen der weitverbreiteten Meinung in öffentlich geführten Diskursen keine einfachen Rückschlüsse auf eine pauschal sinkende Attraktivität der Forschung in Deutschland. Vielmehr verdeutlichen sie den komplexen gesellschaftlichen Kontext, in dem internationale Wissenschaftsbeziehungen zu betrachten sind.

Abbildung 1: Bewerbungen für Humboldt-Forschungsstipendien, 1954-2001



Datenquelle: Jahresberichte der Humboldt-Stiftung, eigene Zusammenstellung.

In den folgenden Abschnitten wird versucht, einige dieser Einflußfaktoren herauszuarbeiten, weil sie erstens die Qualität deutsch-australischer Wissenschaftsbeziehungen im Vergleich zu anderen Regionen charakterisieren helfen und zweitens Ansatzpunkte bieten, das Interesse an Deutschland in verschiedenen Fachgebieten der australischen Wissenschaften wach zu halten. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß stagnierende Zahlen

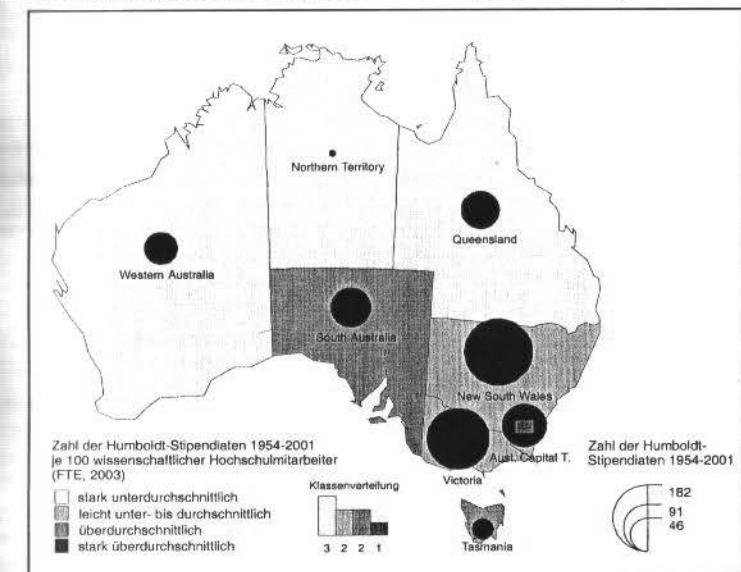
von Wissenschaftlern an Hochschulen in Australien und Deutschland, wie sie in den 1990er Jahren zu beobachten sind, das Interaktionspotential vorübergehend stärker ausschöpfen als in Zeiten einer kontinuierlichen Expansion, wie sie in beiden Ländern im Rahmen der Bildungsexpansion seit den späten 1960er Jahren erfolgte. Diese Situation könnte den Eindruck der Bewerbungszahlen aus Australien Ende der 1990er Jahre mitbeeinflusst haben.

Australische Gastforscherinnen und Gastforscher in Deutschland

Die australischen Humboldt-Forschungsstipendiaten stammen vor allem aus den Forschungszentren im Südwesten des Landes (Karte 2). Mehr als 80% der Stipendiaten arbeiten vor ihrem Humboldt-Forschungsaufenthalt an den prestigereichen *Group of Eight Universities* – Adelaide University (South Australia), Monash University und University of Melbourne (Vic.), Australian National University (ACT), University of New South Wales und University of Sydney (NSW), University of Queensland und University of Western Australia. Im Vergleich zur Zahl der wissenschaftlichen Hochschulmitarbeiter stammen überdurchschnittlich viele Stipendiaten aus dem Australian Capital Territory und South Australia. Im Falle Südaustraliens ist zu vermuten, daß die große Verbreitung Deutschstämmiger, deutscher kultureller Traditionen und Sprachkenntnisse eine wichtige Rolle für das stark überdurchschnittliche Interesse an Deutschland spielt (Jupp 1995).

Zum Zeitpunkt des Forschungsaufenthaltes in Deutschland waren etwas mehr als zwei Fünftel der australischen Humboldt-Stipendiaten Post-Docs (44%), je ein Fünftel war *Assistant Professor* oder *Lecturer* (20%) bzw. *Senior Lecturer*, *Reader* oder *Associate Professor* (23%) und rund ein Zehntel war Doktorand oder *Instructor* (13%). Der Doktorandenstatus war allerdings nur bis Anfang der 1960er Jahre möglich, da die zunehmende Profilierung des Forschungsstipendienprogramms zu einer Erhöhung der Qualifikationsanforderungen an die potentiellen Stipendiaten geführt hatte (Jöns 2003b).

Karte 2: Basisinstitutionen der Humboldt-Forschungsstipendiaten, 1954-2001



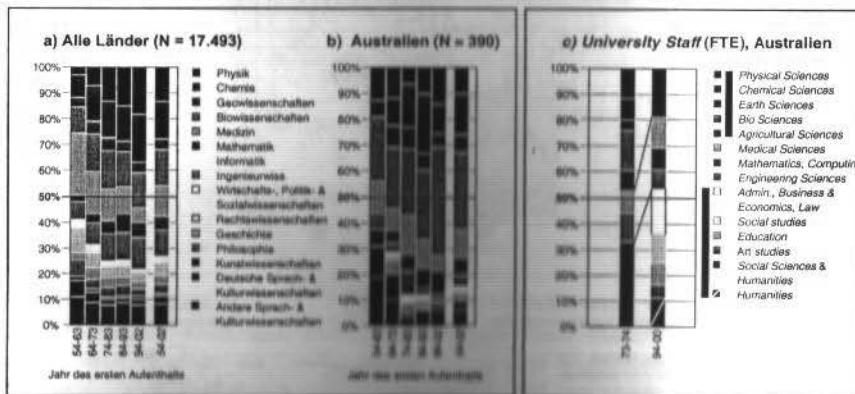
Datenquelle: Humboldt-Stiftung, AV-CC 2002, eigener Entwurf.

Fächerspektren

Die Beteiligung von Wissenschaftlern an internationaler zirkulärer Mobilität variiert unter anderem nach Fach- und Arbeitsgebieten systematisch, weil verschiedene wissenschaftliche Arbeitsweisen unterschiedlich stark auf spezifische räumliche Kontexte angewiesen sind, wie sie zum Beispiel Großgeräte, spezialisierte Verfahren, Feldstudien und Archive erfordern. Im Zuge eines gezielten Ausbaus natur- und ingenieurwissenschaftlicher Forschung in Deutschland seit den 1970er Jahren und einer zunehmenden internationalen Vernetzung in den technischen Naturwissenschaften verschob sich das Fächerspektrum ausländischer Gastwissenschaftler in Deutschland deutlich zugunsten der Natur- und Ingenieurwissenschaften (Abbildung 2). Grundsätzlich kann die Errichtung attraktiver Forschungsinfrastruktur in der relativ standardisierten und englischsprachig dominierten Großgeräte- und Laborforschung der physikalisch-chemischen und biologischen Wissenschaften das Interesse an einem Forschungsaufenthalt in Deutschland massiv steigern, während die Mobilisierung neuer Gastwissenschaftler in den Geisteswissenschaften relativ schwierig ist, weil Sprache für viele geisteswissenschaftliche Projekte eine zentrale Rolle spielt und das Potential an ausländischen Wissenschaftlern mit Deutschkenntnissen begrenzt, aus historischen Gründen sogar rückläufig ist (Jupp 1995, Jöns 2003a).

Das Fächerspektrum australischer Humboldt-Stipendiaten wird von den Biowissenschaften dominiert, in denen es intensive Kontakte zu zahlreichen spezialisierten Max-Planck-Forschungsinstituten gibt. Die Geisteswissenschaften sind dagegen unterdurchschnittlich stark vertreten, wobei sich in Australien eine rückläufige Beteiligung von Geisteswissenschaftlern an internationaler Mobilität trotz eines deutlichen Anstiegs sozial- und geisteswissenschaftlichen Hochschulpersonals feststellen lässt. In dieser Entwicklung kommen die angesprochenen fachspezifischen Wissenschafts- und Mobilitätskulturen deutlich zum Ausdruck, die mit einer starken regionalen Orientierung der Sozial- und Geisteswissenschaften einhergehen. Dennoch wäre es eine wichtige Aufgabe, in vertiefenden Studien zu klären, inwieweit dies gegebenenfalls auch mit einer geringen internationalen Anschlußfähigkeit und sinkenden Attraktivität einzelner Zweige der deutschen Geisteswissenschaften zusammenhängt.

Abbildung 2: Fächerspektren der Humboldt-Forschungsstipendiaten



Datenquelle: a, b: Humboldt-Stiftung, eigener Entwurf; c: Year Book of Australia (1973-74) und <http://www.dest.gov.au> (1994-2000)

Motivationen

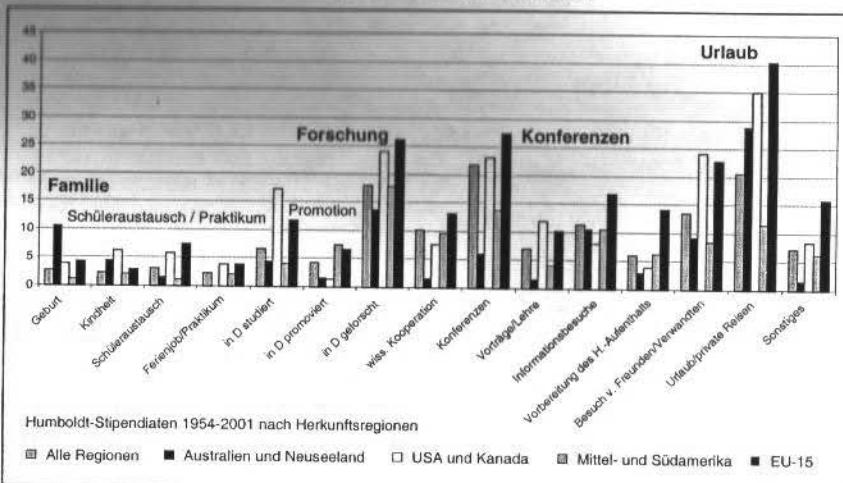
Die Motivationen der Gastwissenschaftler, ein Forschungsjahr in Deutschland zu verbringen, setzen sich aus einem komplexen Geflecht verschiedener Einflußfaktoren zusammen. Für Australier und Neuseeländer, die im folgenden Vergleich von Tendenzen in verschiedenen Großregionen gemeinsam betrachtet werden, besteht die häufigste Motivation in speziellen Forschungsthemen und -projekten am Gastinstitut (74%). Gemeinsam mit den Amerikanern und Kanadiern liegen sie damit weit über dem Durchschnitt (60%). Wissenschaftler der führenden englischsprachigen Wissenschaftszentren wissen somit meistens ganz genau, aufgrund welcher Forschungsthemen sie an ein bestimmtes Forschungsinstitut gehen; für sie sind aber auch allgemeine Gründe für ein *sabbatical* wichtig, wie die Suche nach wissenschaftlichen Erfahrungen und Anregungen (73%) und Zeit zum Forschen und Publizieren (69%). Folglich werden die Möglichkeiten, welche das Humboldt-Stipendium bietet, auch solche Forschende nach Deutschland holen, die ihre Arbeit an zahlreichen anderen Orten durchführen könnten.

Überdurchschnittlich viele Australier und Neuseeländer messen der Verbesserung von Karrieremöglichkeiten und dem Sammeln von Auslandserfahrungen eine besondere Bedeutung zu (je 58%). Im Vergleich zu allen Wissenschaftlern und vor allem denen aus Mittel- und Südamerika sind die Reputation des Humboldt-Stipendiums und ein kulturelles und historisches Interesse an Deutschland für Wissenschaftler aus Australien und Neuseeland von unterdurchschnittlicher Bedeutung, aber immer noch für jeden zweiten ein motivierender Aspekt. Während für US-Amerikaner und Kanadier enge persönliche Kontakte zum wissenschaftlichen Gastgeber (50%, Australien/Neuseeland: 30%) sowie freundschaftliche und verwandtschaftliche Kontakte in Mitteleuropa (25-33%, Australien/Neuseeland: 15%) eine vergleichsweise wichtige Rolle für die Entscheidung zu einem Forschungsaufenthalt in Deutschland spielen, hat ebenso jeder neunte ehemalige Gastwissenschaftler aus Australien und Neuseeland familiäre Wurzeln des Partners als Motivation genannt (je 11%), was die zuvor postulierte Beziehung zwischen biographischen Bezügen zu Deutschland und der besonderen Bedeutung Südaustraliens für die Herkunft der Humboldt-Stipendiaten unterstreicht. Eine detaillierte Studie zu Forschungsaufenthalten US-amerikanischer Wissenschaftler in Deutschland zwischen 1972 und 1996 hat gezeigt, daß im US-amerikanischen Kontext ein enger Zusammenhang zwischen der biographisch-kulturellen Verbundenheit mit einem Land oder einer Region und der Entscheidung, dort einen längeren Forschungsaufenthalt zu verbringen, besteht (Jöns 2003a). Aus historischen Gründen ist jedoch weltweit ein starker Rückgang biographischer Deutschland- und Europabezüge zu beobachten, so daß in Zukunft andere wissenschaftliche, programmbezogene und kulturelle Anreize und die Verstärkung persönlicher Beziehungen durch den bilateralen Schüler-, Studierenden- und Wissenschaftleraustausch immer wichtiger werden, um Gastwissenschaftler für längere Zeit nach Deutschland zu holen.

In diesem Zusammenhang zeigen die Gründe für vorherige Deutschlandaufenthalte australischer Wissenschaftler, daß für diese im Unterschied zu Wissenschaftlern aus anderen Regionen, wie den USA und Kanada, die Bereiche Schüleraustausch/Ferienjob/Praktikum, Studium/Promotion und vorherige wissenschaftliche Kooperationen mit in Deutschland tätigen Wissenschaftlern in den vergangenen Jahrzehnten kaum von Bedeutung waren (Abbildung 3). Dies kann als ein Resultat der großen Distanz betrachtet werden, die auch weiterhin engere Beziehungen in jüngeren Lebensjahren aus Zeit- und Kostengründen schwierig macht. Wenn jedoch der relativ hohe Anteil in Deutschland geborener

australischer Humboldt-Stipendiaten aus historischen Gründen in Zukunft abnehmen wird, birgt dies die bereits angesprochene Gefahr einer dauerhaften Verringerung der Intensität deutsch-australischer Wissenschaftsbeziehungen, zumal Urlaub und private Reisen sicherlich nicht vergleichbar enge Beziehungen zu Deutschland schaffen können wie längere Aufenthalte.

Abbildung 3: Gründe für vorherige Deutschlandaufenthalte



Datenquelle: Eigene postalische Erhebung, 2003.

Die anhaltende Bedeutung der geographischen Distanz für die Entwicklung deutsch-australischer Wissenschaftsbeziehungen wird auch daran deutlich, daß die Kontaktaufnahme zum Gastgeber weniger häufig über Konferenzen als über Telefon und Schriftwechsel erfolgte. Insgesamt war rund jeder zweite Humboldt-Stipendiaten aus Australien und Neuseeland vor dem Humboldt-Forschungsaufenthalt schon einmal in Deutschland (55%). Dies sind wesentlich mehr als aus dem kulturell weiter entfernten Ost- und Südasien (je 30%), fast genauso viele wie aus Mittel- und Südamerika (56%), aber deutlich weniger als aus den USA und Kanada (80%; Durchschnitt: 63%; EU-15: 89%).

Erfahrungen

Auf Grundlage ihrer längerfristigen, meist einjährigen Erfahrungen mit dem deutschen Wissenschaftssystem schätzten die australischen Wissenschaftler folgende Aspekte der Wissenschaft in Deutschland durchschnittlich besser ein als in Australien:

- Verfügbarkeit von Forschungsgeldern,
- Qualität der Forschungsinfrastruktur,
- wissenschaftliches Niveau der Forschung,
- Ausbildungsstand der Doktoranden und Post-Docs.

Deutlich schlechter als in Australien bewerteten sie die Betreuung der Doktoranden und das wissenschaftliche Niveau der Lehre, womit sie mit den US-Amerikanern übereinstimmen, die zudem die Organisation der Bibliotheken an deutschen Hochschulen besonders bemängelten.

In Hinblick auf ausgewählte Charakteristika wissenschaftlicher Arbeit und Interaktion beurteilten die Australier die Größe der Arbeitsgruppe und die Zahl des nichtwissenschaftlichen (technischen) Personals sowie die Möglichkeiten zur Grundlagenforschung und zu Projekten mit langfristigen Perspektiven in Deutschland im Durchschnitt besser als in Australien. Wiederum in Übereinstimmung mit den US-Amerikanern wurden die folgenden drei Aspekte als deutlich schlechter eingeschätzt, woraus sich wichtige Ansatzpunkte zur Verbesserung der fachlichen Diskussion und Arbeitsatmosphäre sowie des sozialen Klimas an deutschen Hochschulen ergeben:

- Kommunikation zwischen verschiedenen Arbeitsgruppen und Instituten,
- interdisziplinäre Zusammenarbeit,
- Kontakte zwischen Professoren und Studierenden.

Insgesamt geben diese auf persönlichen Erfahrungen basierenden Bewertungen handlungsrelevante Meinungen der ehemaligen Gastwissenschaftler wieder, die das Bild der deutschen Wissenschaftslandschaft im Ausland prägen. Sie erwecken den Eindruck, daß die Interaktion zwischen Wissenschaftlern aus Deutschland und Australien häufig gleichwertiger ist als zwischen Deutschen und US-Amerikanern. So schätzen letztere – aus ihrer meist von den großen Eliteuniversitäten geprägten Perspektive – die Charakteristika des deutschen Wissenschaftssystems grundsätzlich zurückhaltender ein. Eine besonders große Zufriedenheit der australischen Gastwissenschaftler kommt auch darin zum Ausdruck, daß von den 56 erfolgreich Befragten in der abschließenden offenen Frage zu weiteren Kommentaren nur drei Personen negative Erfahrungen ansprachen. Dabei handelte es sich zweimal um den Hinweis, daß die Kinder Probleme mit der deutschen Schule hatten und für sie der Aufenthalt somit weniger positiv war. Ein dritter Wissenschaftler kritisierte die schlechte Unterkunftssituation für Familien im Jahr 1969, die für ihn und seine Frau nachhaltige Folgen hatte:

My wife absolutely hated being in Germany and this had a deleterious effect on my work. I believe that accommodation for visitors is now much improved in most German universities.

Jeder zweite befragte Australier nutzte dagegen die Möglichkeit, sich positiv zu äußern. Die Bemerkungen reichten von „Best years of my life!“ bis zu stärker elaborierten Erläuterungen über individuelle Auswirkungen in wissenschaftlicher und persönlicher Hinsicht:

It was all really excellent; I know of no comparable program offered by any other institution or country.

It was a marvellous opportunity, and one that has helped me establish myself as an international scholar. Thanks!

My wife and children (and I) gained a cultural experience and knowledge about Germany which is invaluable. No other method of acquiring knowledge could achieve this level of appreciation and understanding. They all became very positive in their approach to Germany and its achievements. I would emphasise to prospective students that it is desirable to attain a working knowledge of the spoken German language by attending a Goethe-Institute before commencing the AvH fellowship. They will rapidly improve their language skills after arrival in Germany. Feodor Lynen scholarships are excellent and could be increased.

Coming from a relatively new country, Australia, the fellowship provided me with an excellent opportunity to experience a very different society and culture with a very different history. It also provided scientific experience in an European situation, with a much greater concentration of research institutions than Australia. Overall it were a wonderful experience, and had major influence on my life. Congratulation on such a wonderful system.

In my stay in Germany as a Humboldt student, I was one of the few stipendiates to obtain the Dr. rer.nat. degree. I am everlastingly grateful to Germany for giving me this experience, which was pivotal for my scientific development and career, as well as for my "Weltanschauung" and understanding of the trauma of the Nazi period. The friendships we made (my Australian wife and I were married in Germany) have lasted to this day.

Auswirkungen

Zu den wichtigsten Auswirkungen zirkulärer akademischer Mobilität gehört ein wissenschaftlicher Austausch über Länder-, Fächer-, Kultur- und Sprachgrenzen hinweg, der sich häufig in gemeinsamen Publikationen niederschlägt (Abbildung 4a/b). Entsprechend ihrer vorherigen wissenschaftlichen Kontakte haben relativ wenige Australier und Neuseeländer vor ihrem Humboldt-Forschungsaufenthalt gemeinsam mit in Deutschland tätigen Wissenschaftlern publiziert (16%); im Vergleich der zwölf Großregionen war dies nur noch in Ost- und Südasien bei weniger Wissenschaftlern der Fall (14% bzw. 12%; EU-15: 27%).

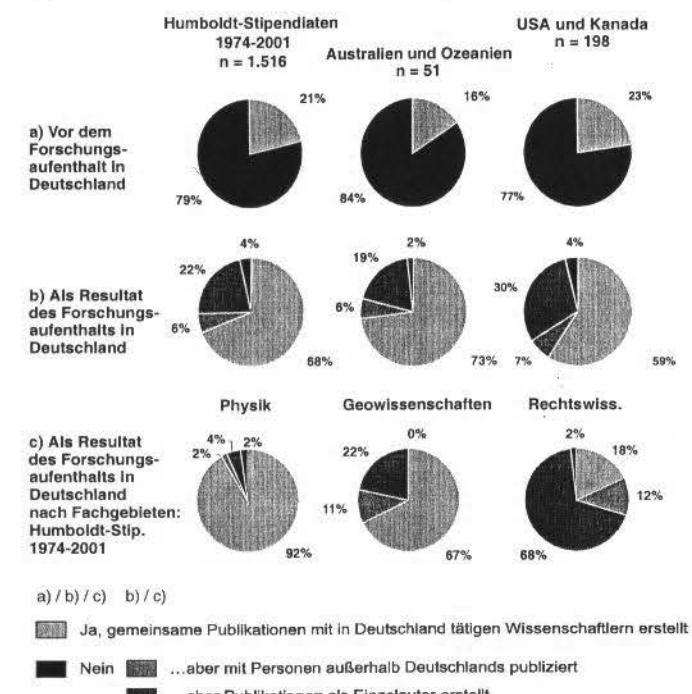
Für Wissenschaftler aus den Regionen Australien/Neuseeland und Südasien ergab sich aber der stärkste Effekt für gemeinsame Publikationen mit in Deutschland tätigen Kollegen. So gaben fast drei Viertel der Gastwissenschaftler aus diesen Regionen an, als Resultat des Humboldt-Forschungsaufenthaltes gemeinsam mit deutschen Wissenschaftlern publiziert zu haben. Im Falle Südasiens ist diese besonders hohe Anschlussfähigkeit bei alltäglicher wissenschaftlicher Interaktion unter anderem durch das Fächerspektrum der Humboldt-Stipendiaten und den stark variierenden fachspezifischen Publikationskulturen zu erklären, die sich bei einer Unterscheidung von zwölf Fachgruppen im Spektrum Physik (häufige Koautorenschaft) bis Rechtswissenschaften (große Individualität) bewegen (Abbildung 4c). So stammen 60% der Südasiaten aus den von großen Forschungskollaborationen geprägten physikalischen Wissenschaften, während dies im Falle der Australier/Neuseeländer nur für ein Drittel zutrifft. Für letztere gilt daher um so mehr, daß wenn sie einmal vor Ort sind, die Wahrscheinlichkeit für gemeinsame Publikationen und Projekte besonders groß ist. Dies gilt auch in Fachgebieten, in denen Multiautorenschaft nicht dominiert.

Dieser bedeutende Unterschied zwischen relativ wenigen gemeinsamen Publikationen vor dem Humboldt-Forschungsaufenthalt und besonders vielen Publikationen mit in Deutschland tätigen Wissenschaftlern als Resultat desselben steht sicherlich auch damit in Zusammenhang, daß die Australier ihren Aufenthaltsort besonders häufig nach speziellen und somit passenden Forschungsprojekten am Gastinstitut aussuchen, damit sich der Aufwand eines einjährigen Auslandaufenthaltes auch lohnt (siehe Abschnitt Motivationen).

Forschungs- und Lehraufenthalte im Ausland bedingen zumeist auch eine Intensivierung akademischer und privater Kontakte, die im späteren Berufsleben immer wieder aktiviert werden können und oft zu nachfolgender Mobilität des eigenen wissenschaftlichen Nachwuchses und dem der Interaktionspartner im Gastland führen (Abbildung 5). Nach dem Humboldt-Forschungsaufenthalt in Deutschland kehrte rund jeder dritte australische Gastwissenschaftler noch einmal für einen Zeitraum von mehr als einem Monat nach Deutschland zurück. Am zweithäufigsten wurde der persönliche Kontakt durch Aufenthalte australischer Post-Docs und Doktoranden in Deutschland fortgesetzt. Die im ersten Teil des Artikels beobachtete, relativ große Ausgewogenheit deutsch-australischer Wissenschaftsbeziehungen drückt sich auch darin aus, daß überdurchschnittlich viele Humboldt-Gastgeber später einmal für einen längeren Arbeitsaufenthalt nach Australien gegangen sind, während das Austauschverhältnis von Post-Docs im Unterschied zu den

USA in der Weise positiv ist, daß häufiger Post-Docs von australischen Humboldt-Stipendiaten nach Deutschland gegangen sind als deutsche Post-Docs nach Australien.

Abbildung 4: Publikationen mit in Deutschland tätigen Wissenschaftlern

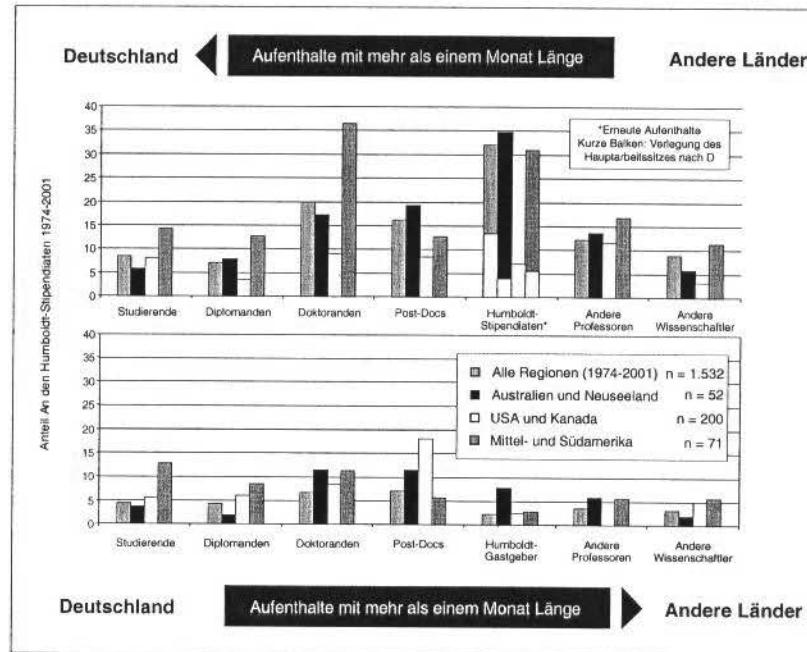


Datenquelle: Eigene postalische Erhebung, 2003.

Als wichtiges wissenschaftspolitisches Handlungsfeld erweisen sich anhand der fortgesetzten Mobilitätsbeziehungen längere Auslandsaufenthalte etablierter deutscher Professoren (z. B. Humboldt-Gastgeber). Wegen grundlegender Unterschiede in der Wissenschaftsorganisation und Mangels angebotener Programme erfolgte diese Art der weiteren Kooperation nur sehr selten (< 2,5% der Fälle). Insgesamt resultieren die unterschiedlichen Muster internationaler Mobilität australischer und deutscher Wissenschaftler in ähnlichen Karrierekörpern aus verschiedenen Aufgabenbereichen, die sich als Funktion tendenziell größerer Arbeitsgruppen in Deutschland, verschiedener Modi bei der Besetzung akademischer Funktionen und ungünstigeren Betreuungsrelationen in Deutschland im Vergleich zu den australischen Forschungsuniversitäten beschreiben lassen. Auf die Frage, ob sein langjähriger Interaktionspartner und Humboldt-Gastgeber ihn in Australien besucht hat, antwortete ein renommierter Biowissenschaftler, der selbst Leiter eines großen Labors war, im persönlichen Interview auf exemplarische Weise:

No, he never managed to get to Australia but, you know, I certainly was in Germany quite a few times. It was more difficult for him to get away from Europe. It takes a while to get to Australia. You know, it means that anytime you go to Australia you have to sort of write off a week or so – it's not the easiest if you're in charge of an institute.

Abbildung 5: Nachfolgende zirkuläre Mobilität nach Personengruppen



Datenquelle: Eigene postalische Erhebung, 2003.

Abschließend bleibt zu den Auswirkungen der Forschungsaufenthalte australischer Wissenschaftler in Deutschland festzuhalten, daß Internet und E-mail zwar in den letzten Jahrzehnten die internationale Kommunikation von Wissenschaftlern in allen Fachgebieten revolutioniert haben, persönliche Kontakte jedoch unverzichtbar bleiben, um einen detaillierten Einblick in andere Forschungskontexte zu erhalten und Sympathie und Vertrauen als Voraussetzung für möglichst fruchtbare wissenschaftliche Kooperationen aufzubauen. Bestätigt wird dies durch die Verschiebung typischer Muster internationaler Kooperation, die sich für australische Wissenschaftler durch ihre Humboldt-Forschungsaufenthalte in Deutschland ergeben haben: Im Falle von wissenschaftlichen Publikationen, die von australischen Wissenschaftlern im Zeitraum 1991-95 gemeinsam mit internationalen Koautoren in den Natur- und Ingenieurwissenschaften erstellt wurden, stammen 29% der Koautoren aus den USA, 16% aus Großbritannien und 7% aus Deutschland (NSF 1998). Auf die Frage nach den Ländern der fünf wichtigsten internationalen Kooperationspartner im Laufe ihrer wissenschaftlichen Karriere gaben die australischen Humboldt-Stipendiaten der Jahre 1954 bis 2001 jedoch an, dass 39% ihrer wichtigsten Kooperationspartner in Deutschland arbeiteten bzw. arbeiten, 19% in den USA und 13% in Großbritannien. Auch wenn die Betrachtungszeiträume sehr unterschiedlich sind, weisen diese Zahlen auf eindrucksvolle Weise darauf hin, daß Deutschland als Kooperationsland für ehemalige Humboldt-Stipendiaten, die längere Zeit in Deutschland geforscht haben, langfristig wesentlich bedeutender ist als für andere australische Kollegen.

Fazit

Deutsch-australische Wissenschaftsbeziehungen, wie sie sich vor dem Hintergrund jüngerer Austauschbeziehungen und im weiteren Kontext des Humboldt-Forschungsstipendien-programms darstellen, lassen sich als qualitativ hochwertige, ausgewogene Beziehungen charakterisieren, in die sich beide Seiten je nach Möglichkeiten einbringen. Die persönliche Kontaktaufnahme ist aufgrund der weiterhin bedeutsamen geographischen Distanz vergleichsweise schwierig, sobald es jedoch zu einem längerfristigen Aufenthalt von australischen Wissenschaftlern in Deutschland kommt, sind die Resultate und nachfolgende Beziehungen besonders nachhaltig.

Gesellschaftliche Veränderungen begünstigen in beiden Ländern andere regionale Orientierungen, so daß Maßnahmen zur Konsolidierung der bestehenden Beziehungen wichtig erscheinen. Einen möglichen Ansatzpunkt bietet der deutsch-australische Schüler- und Studierendenaustausch, der als Grundlage späterer Wissenschaftsbeziehungen im Vergleich mit anderen Regionen, vor allem den USA und Kanada, in den vergangenen Jahrzehnten kaum bedeutend war. Da intensive Wissenschaftsbeziehungen stark vom Engagement einzelner Personen und von langjährigen Freundschaften abhängig sind, besteht auch wegen schwindender biographischer Bezüge zu Deutschland die Gefahr, daß der australische wissenschaftliche Nachwuchs in Zukunft weniger Deutschlandbeziehungen unterhält als bisher und eine Mobilisierung in späteren Karrierekrisen schwieriger wird.

Zusammenfassend zeigen die Ergebnisse, daß eine intensive Förderung zirkulärer akademischer Mobilität in beiden Richtungen, verschiedenen Fächern und Karrierekrisen sowie verstärktes persönliches Engagement notwendig sind, um die internationale und gegenseitige Anschlußfähigkeit von Wissenschaftlern in Deutschland und Australien zu gewährleisten. Aus deutscher Perspektive wäre es sehr wichtig, in Zukunft mehr Augenmerk auf die Verwirklichung einer Umkehrung des Mottos dieses Beitrags zu legen und somit verstärkt zu Studien- und Forschungszwecken mit Humboldt & Co von *Up Above* nach *Down Under* und zurück zu reisen.

Danksagung

Bei diesem Beitrag handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines Vortrags anlässlich der Mitgliederversammlung der Gesellschaft für Australien-Studien e.V. im Geographischen Institut der Universität Bonn am 13. Februar 2004. Mein Dank gilt Boris Braun für die Ermöglichung dieses Vortrags, Gerhard Leitner für die Gelegenheit der Publikation und den Anwesenden für anregende Diskussionen. Der Alexander von Humboldt-Stiftung danke ich für die Bereitstellung wichtiger Datengrundlagen und die tatkräftige Unterstützung unserer Erhebungen; Peter Meusburger für wichtige Impulse und die Schaffung optimaler Arbeitsbedingungen in Heidelberg.

Literatur

- AV-CC (Hg.) (2002): Key Statistics on Higher Education. The Australian Vice-Chancellors' Committee, November 2002. <http://www.avcc.edu.au/>, Abfragedatum 15.01.2004
- Blumenthal, Peggy; Goodwin, Craufurd; Smith, Alan; Teichler, Ulrich (Hg.) (1996): Academic mobility in a changing world : Regional and global trends. London, Bristol.
- Bode, Christian (1997): Der gute Ruf bröckelt: Hochschulstandort Deutschland. In: Zeitschrift fuer Kulturaustausch 47 (4). S. 24-27.

- DAAD (Hg.) (2003): Wissenschaft weltoffen 2003: Daten und Fakten zur Internationalität von Studium und Forschung in Deutschland. Bielefeld. Siehe auch <http://www.wissenschaft-weltoffen.de/>, Abfragedatum 03.01.2004
- Gries, Rainer (1997): „Die Besten bleiben weg“: Wie gefährdet ist der deutsche Wissenschaftsstandort? In: Die neue Gesellschaft 44 (7). S. 639-641.
- Heinritz, Günter; Wiest, Karin (2000): Institutionen der deutschen Außenpolitik. In: Institut für Länderkunde (Hg.): Nationalatlas Bundesrepublik Deutschland : Gesellschaft und Staat. Heidelberg, Berlin. S. 130-131.
- Jöns, Heike (2002): Internationalität durch ausländische Gastwissenschaftler. In: Institut für Länderkunde (Hg.): Nationalatlas Bundesrepublik Deutschland: Bildung und Kultur. Heidelberg. S. 84-85.
- Jöns, Heike (2003a): Grenzüberschreitende Mobilität und Kooperation in den Wissenschaften: Deutschlandaufenthalte US-amerikanischer Humboldt-Forschungspreisträger aus einer erweiterten Akteursnetzwerkperspektive. Heidelberg. (= Heidelberger Geographische Arbeiten, 116).
- Jöns, Heike (2003b): Zwischen Wissenschaftsförderung und auswärtiger Kulturpolitik: Eine Interpretation der Förderzahlen der Humboldt-Stiftung nach fünf Jahrzehnten. / Balancing Academic Sponsorship and Foreign Cultural Policy: An Interpretation of Five Decades of Humboldt Foundation Sponsorship Data. In: Humboldt-Kosmos: Mitteilungen der Alexander von Humboldt-Stiftung 81, S. 22-31 / pp. 32-41.
- Jupp, James (1995): The Hidden Migrants: German-Speakers in Australia since 1945. In: Jurgensen, M. (Hg.): German-Australian Cultural Relations since 1945. Bern u. a. (= German-Australian Studies 9). S. 63-77.
- Meusburger, Peter (1998): Bildungsgeographie: Wissen und Ausbildung in der räumlichen Dimension. Heidelberg, Berlin.
- Meusburger, Peter (2002): Forschungsförderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. In: Institut für Länderkunde (Hg.): Nationalatlas Bundesrepublik Deutschland: Bildung und Kultur. Heidelberg. S. 78-79.
- NSF (Hg.) (1998): Science and Engineering Indicators: 1998. <http://www.nsf.gov/sbe/srs/scind98/start.htm>.
- OECD (Hg.) (2003): Education at a Glance: OECD Indicators. Paris.
- Stilz, Gerhard (1995): German-Australian Academic Relations since 1945: Achievements and Desiderata from a European Perspective. In: Jurgensen, M. (Hg.): German-Australian Cultural Relations since 1945. Bern u.a. (= German-Australian Studies 9). S.154-176....

Peter Carey's *My Life as a Fake*: A post-modern Prometheus-tale?

Cornelia Schulze (Wuppertal)

Introduction

Ever since Patrick White, no Australian novelist has managed to effectively place himself within the context of world literature while having an eye on national myths. Peter Carey's tendency to play self-conscious post-modern games of story-telling in a uniquely Australian fashion could be considered a narrative strategy of "toy[ing] with mythologies in the process of pursuing his own destiny as a literary artist" (Craven 1"). Carey's acknowledgement of the world's literary traditions as well as his vivid imagination saves him from the label and restrictions of an 'all-Australian' writer. Yet he maintains in an interview in 1999: "My fictional project has always been the invention or discovery of my own country" (Carey in *Bold Type*).

His former novel, the Booker Prize-winning *True History of the Kelly Gang* (2001), for instance, is a fictionalised version of the 19th-century Australian outlaw and people's hero Ned Kelly. Carey created a character both 'real' and 'fictitious,' taking considerable liberties with the facts. Although Ned Kelly was hanged by the Australian authorities over a century ago, this heroic villain retains a mystical hold on the minds of individuals who romanticize a criminal with an evident moral fibre. Ned Kelly and his gang evaded the police for twenty months from 1879 to 1880, performing daring deeds that captured the soul of the Australian nation. Hence, Ned Kelly was the Australian descendant to Robin Hood.

Jack Maggs (1999) may serve as another example. Carey rewrites a canonical text from the English literary tradition, namely Charles Dickens' *Great Expectations*, allowing the transported convict Magwitch to take centre stage. In *Jack Maggs* the central narrative conceit is to tell a story from the standpoint of a formerly minor character, the convict Magwitch. The State Library of Tasmania promotes the novel as "modern sequel" to Dickens' *Great Expectations*. Such a claim suggests continuity between these novels, but quite the opposite is the case. It is Carey's scheme to give Magwitch, whom Dickens depicted from the coloniser's perspective, his own voice. In an interview on *Jack Maggs* Carey explains his uneasiness with the predecessor:

I am Australian. Our founding fathers and mothers did not come to our shores in search of liberty, they came to prison. Very few modern Australians are descended from those first convicts, but I believe that they affected the character of our nation forever - after all, not many modern Americans have ancestors who were on the Mayflower, but those folks on the Mayflower affected America forever. [...]. Unlike Americans, Australians do not like to celebrate this moment when the nation is born [...]. There is a great deal of self-hatred, denial, grief, and anger, all unresolved. (Carey in *BT*)

Today, for Australian readers *Great Expectations* is "not only a great work of English literature" but also "a way in which the English have colonised our ways of seeing

ourselves" (*BT*). In this sense Dickens' canonical work has imprisoned the imagination and self-esteem of many Australians; with *Jack Maggs* Carey counters Dickens' anticipation in the dominant colonial discourse that operated as an instrument of power:

Then one day, contemplating the figure of Magwitch, the convict in Charles Dickens' *Great Expectations*, I suddenly thought THIS MAN IS MY ANCESTOR. And then: this is UNFAIR! [...]. Dickens' Magwitch is foul and dark, frightening, murderous. [...]. I wanted to reinvent him, to possess him, to act as his advocate. I did not want to diminish his 'darkness' or his danger, but I wanted to give him all the love and tender sympathy that Dickens' first person narrative provides his English hero Pip. (Carey in *Bold Type*)

Thus at the heart of *Jack Maggs* lies the investigation of the hero's hybrid identity, claiming his Englishness and simultaneously denying his Australian heritage (cf. www.LitEncyc.com). Carey's portrayal of Magwitch corresponds to recent postcolonial theory, the term 'hybridity' being associated with Homi K. Bhabha's analysis of colonizer/colonized relations. It shares Bhabha's idea that cultural identity emerges in a contradictory and ambivalent context, the so-called "third space of enunciation" (Bhabha 37). The recognition of the mutual construction of identities/subjectivities in the colonial and post-colonial process resists a Eurocentric world view and allows for cultural diversity.

Integral to this exposure of colonialism are the metafictional strategies of the novel which call attention to the process of fictional invention, not 'lying' as in *Illywhacker* (meaning 'Liar'), but as theft. Nonetheless Carey's 'variant' of *Great Expectations* is all but plagiarism. It is his moral concern to rewrite Australia's history in contrast to the way it is inscribed in English canonical literature, the minds of the English and even in the minds of many Australians. Carey thus offers a counter-narration, subverting the dominant colonial view, showing that the writing process has the capacity to deceive or liberate. As the title of his latest novel already implies, in *My Life as a Fake* Carey once again is obsessed with fictional (re)invention as well as the rediscovery of yet another famous English tale, in this case Mary Shelley's *Frankenstein*.

Hence, fresh from his appropriations of the Australian legendary figure Ned Kelly and Dickens' Australian villain, in *My Life as a Fake* (2003) Carey reinvents Australia's most famous fictitious poet, Ern Malley, by referring to Mary Shelley's *Frankenstein* (1818) as a literary model. Whereas any reader is familiar with Victor Frankenstein, a young Swiss student of medicine, and his hideous monster, the Ern Malley affair belongs to Australia's national history and is therefore largely unknown to non-Australian readers.

The Ern Malley affair¹ is a true incident that occurred in Australia in the 1940s and is still an embarrassment to literate Australia (cf. Heyward, "Prelude" 16f). Experts in the field of Australian poetry compare the fictitious poet 'Ern Malley' to 'Ossian' in 18th-Century Scotland, referring to Ern Malley as "Ossian in Australia" (cf. Prießnitz

¹ For an extensive reconstruction of the Ern Malley Affair consult Heyward's *The Ern Malley Affair*.

66, Kane Chapter III). Ossian became known in 1976 throughout Europe when the Scottish poet James Macpherson 'discovered' and published *The Poems of Ossian* as a translation of an epic cycle of Scottish poems from the early dark ages. However, Macpherson was the author of the entire work (cf. "Ossian", *Encyclopaedia Britannica*). Though Ossian was a forgery, *The Poems of Ossian* had a strong cultural impact on literature and art during the 18th and 19th centuries. 'Ern Malley' was also a fictitious poet, created by two skilful anti-modernist poets from Sydney, James McAuley and Harold Stewart, victimizing what they regarded as the pretensions of a modern Australian poetry magazine called *Angry Penguins*. The central editorial group consisted of the young poet Max Harris, the working-class painter and autodidact Sidney Nolan, and his associates John and Sunday Reed. Their *ménage à trois* of Nolan and the Reeds was "an open secret" among their exclusive circle (17). *Angry Penguins* was founded in Adelaide in the early 1940s for the university arts association; from 1943 it was produced in Melbourne, designed by Sidney Nolan and financed by the Reeds. It soon became the "plushiest literary magazine in the country" (17). When John Reed warned Harris early in 1944 that "we are in a position [...] were we can either influence the course of events quite considerably [...] or where, by a single tactical error, we can lose all control whatsoever," he was unaware that McAuley and Stewart were just about to make this predicament come true (quoted in 19). The hoaxers invented the fictitious Ern Malley, made up a romantic biography, wrote sixteen poems under his name and submitted the outcome to the magazine editor. Harris published a special issue and introduced 'Ern Malley' as a literary discovery in his foreword. When the hoax was exposed, the editor suffered not only humiliation, but also found himself in court facing a charge of publishing obscenities². Peter Carey cleverly weaves these two sources into a complex story, raising questions about identity and authenticity in both 'real' life and fiction.

In order to decide whether or not *My Life as a Fake* should be called "A Post-modern Prometheus-tale," the intertextual relations between Carey's *My Life as a Fake* and Shelley's *Frankenstein* will be examined - bearing in mind that Mary Shelley's tale draws heavily on Greek mythology and explicitly refers to the Prometheus-tale as a source of inspiration.

My Life as a Fake as a multi-layered Fake

The post-modern playfulness and self-conscious fictionality of Peter Carey's work has been examined by various critics (cf. Woodcock 120-22). Again and again Carey investigates the 'true' nature of fiction and experiments with the fine balance of fiction and lies, the blurring identities of both novelist and narrator, 'true' people and fictitious characters. Peter Carey's novel *Illywhacker* (1985) is interpreted as both a "metalinguistic novel" (Thwaites 405) about Australian novels or a "combination of metafictional devices with political engagement" (Fletcher 12). This existing overlap between post-modernism and post-colonialism can also be found in *The Unusual Life of Tristan Smith* (1994), *Oscar and Lucinda* (1988) and in most of his stories and thus remains a challenge to Carey's critics. *My Life as a Fake* and *Jack Maggs*, in

² Again Carey combines fact and fiction by using the original transcripts of the Weiss-trial.

particular, share similar narrative structures: As in *Jack Maggs* Carey's most recent novel has numerous digressive stories, and this proliferating spiral of story-telling reflects the seemingly endless process of narrative invention. Also in both novels Carey investigates the nature of authorship and story-telling. At the centre of *Jack Maggs* is the relationship between the hero and the befriended novelist Tobias Oates who is clearly modelled on Charles Dickens. Both men are orphans and suffer from the corrosive nature of their identities and English culture. The hero's journals and Oates's drafts of his novel-in-progress are interwoven with the key narration, and there are also episodes in which Maggs orally tells his story to Oates. Likewise, in *My Life as a Fake*, there coexist the fake poems by the fictitious Bob McCorkle alias Christopher Chubb, the poems by the 'real' Bob McCorkle titled *My Life as a Fake* as well as the hoaxter's story told to Sarah Wode-Douglass, editor of a Poetry magazine, who takes notes in her notebook while Chubb tells his confessional tale. Wode-Douglass' half-hearted note-taking soon develops into a biography of Chubb's life, and it is difficult for the reader to distinguish between Chubb's story and Wode-Douglass' reflections upon it.

In both novels issues of fictionality are raised in the context of post-colonialism, and it is argued that "Carey's post-modernism is used in the service of his post-colonialism" (K.H. Petersen quoted in Woodcock 122). Carey seems to suggest how difficult it is to (re)gain one's own voice, particularly as a post-colonial writer. But he is not just 'listening' to the great English narratives but also uses his own works as a treasure-house for themes, narratives and narrative strategies. So Carey seems to 'steal' his own ideas and, by doing so, parodies the post-modern narrative strategy of referring to various texts or authors and the post-colonial device of referring to the homeland's literary traditions.

Key Conceits in Peter Carey's *My Life as a Fake*

The novel's title already implies the complexity of the tale and its many implications: "*My Life as a Fake* – but whose," asks Gorra in his review entitled "Fabulous Forgeries," as "the phrase could apply to almost any character here, starting with his principle narrator: Sarah Wode-Douglass" (163). The same applies to both the hoaxter Christopher Chubb making his 'confession' to Wode-Douglass as well as to his creation Bob McCorkle whose unpublished volume of poems is also entitled *My Life as a Fake*. Also the reader was half-expecting a confessional, autobiographic tale by Carey himself, but is offered a tale in which Carey's identity as a man and writer is further blurred in the maze of *My Life as a Fake*. While Carey is often accused of "narrative trickery" (as in Ryan-Fazilleau 51f), leading his own readers astray, in this essay it is argued that *My Life as a Fake* could be read as a post-modern defence of literature., reminding the readers of the nature of literature as 'fake'.

My Life as a Fake is a novel obsessed with any possible form of pretence: The reader encounters a 'fake' poet with a 'fake' biography, 'fake' poems written by the hoaxter Christopher Chubb, and characters that tend to communicate several variants of 'truth' about themselves. The story itself is based on a lie, "and that is where the story begins, for it was clear to me that he [John Slator] was lying" (Carey, *MLF* 12). The novel's

main I-narrator is Sarah Wode-Douglass, editor of an English poetry magazine called *The Modern Review*, obviously intrigued by literature that Plato regarded as fake, an imitation in words of an imitation in matter, hence being inferior, deceptive, and dangerous.

Wode-Douglass is introduced as an unreliable narrator as she still suffers from a trauma that continues to affect her faculty of judgement as well as her memories. When she describes her tragic family background with her mother's suicide at the centre, she explains that, according to her memory, the poet and family-friend John Slater is to blame for her mother's death, "finally I understood, or thought I did" (3). It is Slater who, half-way through the novel, helps her to regain her childhood memories that she had successfully suppressed for decades. The disclosure of her families' secret causes a fundamental identity crisis as "almost everything I had assumed about my life was incorrect, that I had been baptised in blood and raised on secrets and misconstructions which had, obviously, made me who I was" (136). The novel's narrative structure is constructed around this maze of (self-) invention; Carey cleverly transfers the main plot – and the disclosure of several sub-plots - to Malaysia, offering a "clammily atmospheric depiction of 1970s Kuala Lumpur" (Flockhart), the focal point of new Malaysia. The former British colony, which became independent in 1957, symbolises the potential of any colony to claim autonomy and the potential for substantial change. It is Slater who, right at the beginning of the narrative, asks Wode-Douglass to join her on his trip to Kuala Lumpur and drags her both into the city's mesmerizing atmosphere and her own memories. As Kuala Lumpur suffered from a severe crisis in the late 1960s and early 1970s, with the civil unrest that was spawned by racial tensions, so does Wode-Douglass undergo transformations that yet again cause unexpected twists in the story.

Wode-Douglass agrees to accept Slater's unexpected invitation because she is hoping to discover the 'truth' about her family's history as well as Slater's role in it. Hence in Malaysia, much of the action of the novel is set, unfolding on several narrative levels. Wode-Douglass coincidentally meets the hoaxter Christopher Chubb at his bicycle repair shop situated close to "the stinking Chinese wet markets" (10), a shabby man whose legs are covered with repulsive ulcers. And yet the man, sitting on a broken plastic chair, catches her attention because he is reading Rilke's *Sonnet to Orpheus*. She spontaneously decides to give him the latest copy of *The Modern Review*. Later Chubb offers her the story of his life – in an Australian English with Malaysian inflections. Wode-Douglass is drawn into his narration, a maze of events on the verge of credibility. Upon glimpsing a manuscript in Chubb's possession, a book of poems entitled *My Life as a Fake* – Wode-Douglass is eager to obtain them for *The Modern Review*. Although the McCorkle hoax should be seen as a cautionary tale such as its literary model, she is seduced by the dream of every editor to publish a hitherto undiscovered genius. The more eager she becomes, the more uncomfortable the reader feels as the question is lurking whether or not Wode-Douglass is being hoaxed just as David Weiss was before her. The reader's discomfort worsens when he learns that she had indulged in lifelong self-deception over the nature of her parents' marriage.

In addition to these two central narrative voices we find several other I-narrators, for instance John Slater's account of the McCorkle hoax. Also each and every character in the novel offers different versions of 'truth' so that 'truth' is uncertain, ignored or unbelievable. As a consequence in *My Life as a Fake* Peter Carey "has tackled the ultimate post-modern subject area, creating a story that is onion-like in both structure and its layers of meaning" (Thomson).

At the centre of the novel are two conceits (cf. Mahony 2): Firstly, with his "Author's Note" Carey establishes a clear reference to the Ern Malley hoax as the inspiration behind the novel. Carey takes Harris' notion, "I still believe in Ern Malley," and makes it literal by having the fictitious poet called into existence by the hoax. Carey is pushing this idea to the fictional limits by imagining the unhappiness of a creature who was "dragged into the world fully formed at the age of 24" (2) and kidnaps Chubb's adopted baby daughter as a compensation for being denied a proper childhood.

Secondly, Carey's earnest admiration of the fake poems created by McAuley and Stewart made him consider these poems as superior to their true author's work. Consequently, in *My Life as a Fake*, the faked Bob McCorkle's poems are presented as masterpieces that surpass any other work ever written by Chubb. Carey plays with this notion when it is claimed by Chubb that the incarnation of Bob McCorkle has written poems clearly showing the hand of a genius. It is this complex twist in the story that serves as frame tale enfolding the saga of Chubb and McCorkle, the Frankenstein-figure and his enraged monster.

Intertextual references to Mary Shelley's *Frankenstein* (1818)

The chief idea behind *My Life as a Fake* is the way in which the creation of something inanimate, in this case a set of poems, can generate its own life. In the original Ern Malley-incident, the fake poems generated their own devotees and criticism, gaining 'life' independent of their authors. Consequently, Ern Malley is referred to as "Australia's 'National Poet'" (Lehman 47), a claim that parodies the Eurocentric view on Australia as a formerly colonised nation lacking its own national identity. Years after the exposure of the hoax, Max Harris charmingly upheld that Ern Malley has a tangible existence: "I still believe in Ern Malley" (quoted in Carey, "AN" 273). The humiliated editor did not mean this position as "a piece of smart talk" but suggested that he was offered – along with the poems - Ern Malley's "life, his ideas, his love, his disease, and his death" (273). It might have been Harris' romantic vision of Ern Malley that inspired Carey to write *My Life as a Fake*:

As I imagined him Ern Malley had something of the soft staring brilliance of Franz Kafka; something of Rilke's anguished solitude; something of Wilfred Owen's angry fatalism. And I believe he really walked down Princess Street somewhere in Melbourne. [...]. I can still close my eyes and conjure up such a person in our streets. A young person. A person without the protection of the world that comes from living in it. A man outside. (274)

Carey quotes this "article of strange faith" (Updike) in his "Author's Note" and includes the epitaph from Mary Shelley's *Frankenstein* as intertextual reference:

"I beheld the wretch – the miserable monster whom I had created. He held up the curtain of the bed; and his eyes, if eyes they may be called, were fixed on me."

Mary Shelley,
Frankenstein; or, The Modern Prometheus, 1818.

The subtitle The Modern Prometheus refers to a figure in Greek mythology that was held responsible for a conflict between mankind and the gods. It is said that Prometheus stole fire from the gods and gave it to humans. In vengeance, Zeus created Pandora, who married Prometheus's brother and set loose all the evils of the world. Also Zeus had Prometheus chained to a mountain and sent an eagle to devour his liver that regenerated over night so that he had to suffer the same torment over and over again. It also refers to the story of Prometheus in which it is claimed that he created mankind out of clay. These two myths eventually became one; and the stolen fire is the fire of life with which he animated his clay models. Prometheus, as both the creator and animator of mankind, became a symbol for the artist in the eighteenth century. Victor Frankenstein in Mary Shelley's *Frankenstein* can indeed be considered "The Modern Prometheus" as he defies the gods by creating life himself. Victor assumes God's place as a creator and, just as Prometheus, Victor gets punished for his deeds. Mary Shelley's variant of the Prometheus-tale invents that her creator-figure is not punished by God but by his own creation.

The epitaph proves that Carey's *My Life as a Fake* is a post-modern take on the multi-dimensional story of Prometheus – and his literary successors. Carey combines elements from the original Prometheus-tale and from Shelley's *Frankenstein*, fusing them to become the 'Prometheus'-figure, Christopher Chubb, who creates a human 'monster' that haunts him for years. The flesh-and-bone appearance of Chubb's fictitious poet, Bob McCorkle, can be seen as the punishment, reminding us of Shelley's cautionary tale. As Victor Frankenstein was merely interested in a scientific experiment, ignorant of the consequences for his monstrous creature, so does Chubb think he is merely writing several fake poems in order to teach his old school fellow David Weiss a lesson. When Chubb is narrating the background of the hoax that turned into disaster to Wode-Douglass, eager to be forgiven, he suggests it was merely meant as a harmless trick on a schoolfellow:

Well, I was jealous of Weiss, won't say I wasn't. We were all struggling poets, trying to find our voices, to be published in little magazines printed on brown wrapping paper. It was the war, the end of civilisation, who could know? I was twenty-four, a private in the army in New Guinea. Weiss had some cushy job in the Department of Defence. He sat on his bum in Melbourne. I was shot by bloody Japs, carried on a litter for sixty miles, dropped and bloody-well abandoned in an ambush. Cheh. [...]. Delivered to hospital in Rabaul; transferred to Townsville, where I was given this poetry magazine called *Personae*. No brown paper here-lah. Top-hole only, the best stock, a cover painting in colour. Inside, all the very latest fashions in poetry and art. And who was the editor? David Weiss! My first feeling? Jealousy. (Carey, *My Life as a Fake* 31-32)

Wode-Douglass is to serve as a substitute for the deceased David Weiss; if she believes Chubb's tale in which he presents himself as victimised, she will absolve him

for his vices. Silently, they make a deal: "I wished to read that fragment again, as he well knew, and so I must endure his tale" (29). Although Slater, voicing Plato's concern, warns her that "he will drag you into his delusional world, have you believing the most preposterous things" (37), she cannot resist though she is aware of the danger involved: "Although here again I was reminded of the way a dog or cat will eat, always cautious, concerned that a delicacy might be the bait inside a trap" (37-8). Chubb opens his story by telling her that "it is not poetry I want to tell you about [...]. Something much worse-lah. Sit" (42). So she sits down and listens to Chubb's tale of how he found himself followed and threatened by a man claiming to actually be the fictitious poet, Bob McCorkle. It is in this sense that Carey's work self-consciously mirrors the idea of Victor Frankenstein, the creator haunted by his creation. Interestingly, Chubb discovered that David Weiss was being punished for his 'joke' while in military hospital in Townsville where another patient was reading about the Weiss-trial in the *Townsville Advocate*:

There are two headlines that are burned into my brain, said Chubb. The first is WAR WITH GERMANY. The second, seven years later, is 'BOB MCCORKLE' TO BE PROSECUTED FOR OBSCENITY. [...]. Poetry on the front page! Imagine! The photograph I recognised as one I made myself, patched together from three different men. My creature. Over six feet tall. Fantastic head, huge powerful nose and cheekbones, great forehead like the bust of Shakespeare. I had put him together with the help of my friend Tess McMahon. Chopped him up and glued him. [...]. What resurrectionists we were-lah. Tess laid a sixty-five screen stipple over it all, and the papers had to rescreen it. After all, no scars visible. (52-53)

He immediately called Weiss overseas, and as he recalls the "three-minute call," Weiss claimed that the fake poems were "far beyond me," insisting that "I was incapable of writing what I wrote. What hubris-lah". When Chubb reminds him, "I was the one who made Bob McCorkle, not just the words, but also cut up his head and legs and body. I physically pasted him together," the young editor replies, "doesn't matter. I am his publisher" (53-4). These words clearly refer to Carey's two sources of inspiration, the Ern Malley hoax with Max Harris belief in McCorkle's existence and Shelley's *Frankenstein* and the way how Victor Frankenstein discovers how to animate lifeless matter and, by assembling body parts, creates a hideous monster that will later confront him with his life story:

It was on a dreary night of November that I beheld the accomplishment of my toils. With an anxiety that almost amounted to agony, I collected the instruments of life around me, that I might infuse a spark of being into the lifeless thing that lay at my feet. [...], I saw the dull yellow eye of the creature open; it breathed hard, and a convulsive motion agitated its limbs. How can I describe my emotions at this catastrophe, or how delineate the wretch whom with such infinite pains and care I had endeavoured to form? (Shelley Chapter V)

Chubb must have felt similarly when, during the trial, a man appears who looks like McCorkle's photograph. Weiss is convinced that Chubb "employ[ed] this creature to taunt me" (64). When he confronts Chubb that "it is the malice, Christopher, that sickens me. [...]. You take my breath away" it is foreshadowed that Chubb caused his death – and Weiss "[went] home to hang himself" (65). On the day of Weiss' funeral, the person that had caused such uproar at court follows Chubb. He is described as a

giant with a strong Australian accent dressed expensively in black (cf. 76). The man who will soon claim to be McCorkle confesses to Chubb that he had attacked Vogelsang, the leading prosecutor of Weiss, to "prevent further insult to my publisher" (77). According to the creature, Vogelsang "failed to understand the authority given me as a poet. He told me it did not matter what I did. I could not prevent David Weiss being found guilty" (80). Again Carey raises the issue of authorship and compares the creature's relationship to his publisher/creator to the colony/coloniser relationship: "You must understand that David Weiss was like a mother, for he had brought me into the world, had given me life, had stood by me no matter what my enemies had said. When they called me a fake, he never once doubted me" (81). Carey not only suggests the complex relationship between Australia as colony and England as motherland but also implies that Australia was invented by what has been written about the country that had not yet raised its own voice:

Yet here is the strange thing – we had not met personally. All he had were letters from my so-called sister. I have no sister but these were written by someone who claimed that I was dead. Certain of the allegations were fair enough. I had been a bicycle mechanic and I still work for Mass Mutual, where I happen to be a successful salesman. But I had not died and the person who wrote those letters was a liar many times over. (81)

Reading this passage as an allusion to the relation between England and Australia, Carey suggests that, although England got some details right, the coloniser's presentation of Australia is based on lies and misconceptions. The passage, from a post-colonial perspective, suggests that Australia (the creature) confronts its motherland (the hoaxter) with its own version of the 'truth' to dismantle the colonialist power. It is a clever detail to claim that "we had not met personally", thus stressing the fact that the relationship is based on written material (letters) from a third party (so-called sister). The creature continues its tale, describing how their first personal contact had utterly failed:

Alas, he said, I frightened him. I did announce myself, of course. I am Bob McCorkle, I said. And it was not as if he had not seen my photograph. He'd published it himself. You must have seen it too. [...]. But he shrieked at me to get out. Shrieked! At me! He was dressed only in shirt and underpants, but he was my publisher. I loved him. I took off my coat and held it out so he could cover himself but he struck it from my hand and cried, Monster! (83)

In agony, McCorkle repeats, "I am Bob McCorkle". He wanted to prove his point by reciting one of "his poems" (83). Here Carey inserts an original 'fake' poem of 'Ern Malley' and lets the creature recite it once again to Chubb. "But noting had prepared [Chubb] for this performance of it, [...] and the voice [...] was here so fierce and nasal, hoarse, ravaged by failure and regret" (84). And as the poem had been "conceived as a parody," it now becomes "the song of the autodidact, the colonial, the damaged beast of the antipodes" (84). Weiss fled from the creature's performance and "spoke your name and said I was your creation, that you'd put my parts together" (85). According to McCorkle, Weiss tried to get out of the window, but his head hit the floor. "I killed him," said the creature to Chubb and released Chubb's arm. He ran off and decided to travel to Sydney to find out about the dubious 'Bob McCorkle,'

Consulting birth registers. It is much later when he understands, "I had brought him forth" (100). When Wode-Douglass asks, "from where," he says, "How do I know from where) From hell, I suppose. How would I know where I brought him forth from? Imagined someone and he came into being" (100).

In addition to 'bringing forth' the fictitious poet, Chubb even became the 'father' of an infant. It was in 1975 when Chubb's lover, Nousette, delivered a baby that she rejected immediately after the birth. Chubb, on finding adoption papers that said "Father Unknown," told her that he would adopt her baby girl. But within a week of acting as the father does McCorkle creature and he accuses Chubb, "you never gave me a childhood" (154). "Can you imagine to be born at twenty-four," he asks, claiming "you made my life a joke" (154-5). When Chubb tries to find out where McCorkle now lives, he answers:

Wherever I am, I have put myself outside your power. I have made myself a whole man, almost – except, when I hold this child, I feel the weight of everything you stole from me. This I had not expected, but now I know exactly what I want from you. [...]. This is a childhood, he says. (155-6)

According to the reading of *My Life as a Fake* as a Prometheus-tale with post-colonial implications, the creature/Australia recognises that the creator/England had withheld him his own childhood/history. He claims his own power over its biography/history, and – by stealing the baby symbolising 'new literature' – he relives/rewrites his childhood/history. Chubb was accused of murder and "by the time Chubb was found not guilty, his life had been effectively destroyed" (160). Then, Chubb tracks the creature down, after years of chasing him. Nousette's little girl had accepted the creature as her father. While Wode-Douglass writes down Chubb's tale in several sessions, she recognises her "growing involvement in his history" (207). By documenting his life at Hotel Merlin, Kuala Lumpur, in August 1972, she "had become his collaborator" (209). But as she knows that Chubb will not give her the book with poetry written by McCorkle, until she "had recorded every remaining detail of his damn history", she agrees (217). Wode-Douglass has become obsessed with the idea of obtaining the volume that seemed to have a life of its own:

Chubb now touched the book which had sat there on the table these last three hours. Its binding was both disfigured and beautiful, like the bark of a birch, but also wrinkled and tropical, like a Morton Bay fig. It was mottled, striated, and when he laid his square hand on it and his cracked nails and liver spots made contact with its weathered skin, both book and hand seemed to be related parts of the same creature. 230

Just as McCorkle had taken the baby girl as his token, so does Chubb now use McCorkle's volume of poems as a token, and this parallel is highlighted by depicting the book as a living creature. Later on Wode-Douglass decides to pay Chubb's 'family' – Nousette's grown daughter and McCorkle's former lover, a Chinese woman - a visit to ask for McCorkle's book. The women, however, want to trade it for money: "We helped him make his poetry. We gave everything. Now we must have money" (239). Only under constant supervision does the Chinese woman allow her to read in McCorkle's book. Despite the strange conditions, she realises that the poems are masterpieces: "Whoever he was or had been, Bob McCorkle was indeed a genius.

He had ripped up history and nailed it back together with its viscera on the outside, all that glistening green truth showing in the rip marks" (240). Carey seems to suggest that 'truth' can only be found when history (as dominant discourse) is rewritten by the colonized. Wode-Douglass, thus intrigued by her valuable discovery, conjures up a romantic vision of McCorkle's life:

What a bloody battle it had been, and all through the combat the personae of the poet rage like a Hindu hero, many-limbed, a swirling figure, at once God and Fool. 'Not a word was known to him and twenty-four years gone.' To say that the poet had attempted to create a country may sound simply glib, until you understand that this is exactly what he has done [...]. This was worth being born for, this single giddy glimpse, on this high place, with the sound of my own blood singing in my ears. (240)

Reluctantly, she hands the book back to the women she describes as custodians. The book is part of McCorkle's unpublished works, fifty volumes altogether, and "the scope and ambition of the work far outweighed the 'nature notes' of any poet who ever lived" and the women "had been partners in one of the greatest projects of Malaysian natural history" (244). These fragile books had 'travelled' through the humid fungal rain forests of Malaysia" and had survived although the "jungle rots and discolors paper as brutally as it does human skin" (244). McCorkle's daughter Tina and his former lover, her body marked with scars, she and John Slater learn about their life with McCorkle. The Chinese woman told her how her husband had been murdered by pirates and when McCorkle and Tina arrived in the Malaysian jungle, "collecting leaves and flowers, and peeling bark and fibre to make paper for the journals", they visited the isolated widow in her shelter, and McCorkle provided her with food. Soon "the pair of them drew closer and ultimately became [...] a couple" (242). Chubb, however, stresses another aspect of their relationship between the three outcasts:

They are slaves to that damn creature, he continued. What a great egoist McCorkle was. All for art! He drove them through thorns. [...]. Mauled by a wild pig, I am not joking, my daughter nearly died. Not just her, the pair of them. The bastard bent them, twisted them. They served him and even now that he's dead and buried they serve him still. Every night, they burn their incense and dust off his memory. And the book, that is the heart of it. They have not the least idea of what it is they guard, but they set its value very high. (248-9)

Mesmerized by her exceptional discovery that she plans to publish in her struggling poetry magazine, she and Chubb decide to steal the book. This plan reminds of McCorkle kidnapping the infant girl. But before Chubb can deliver her the poetry she could "put together an issue so extraordinary that all the problems would be solved," he insists that he first has to "tell her the worst" of his life story (252). Wode-Douglass records Chubb's anger about the creature's capacity to "poison [his] daughter's natural love for [him]" (253) and how he tried to kill it. After the incident in which the man had not died, the attacker was deported to Australia by the authorities – an obvious allusion to Australia's early history as a penal settlement. It was the creature that had "shaped my life, stolen my heart, cramped my fingers, made me a homeless traveller" (255) – just as Victor Frankenstein was chased by his monster. A year later the creature wrote a letter to Chubb, writing: "It is thanks to you", he wrote, 'thanks

exactly to what you planned for me, that I am now dying of Graves' disease and will leave my family alone and penniless" (256). Chubb once again travelled from Sydney to Malaysia to make his daughter "see me save the bastard's life" (257). Chubb finds the "miserable monster" in the care of the two desperate women who display their hatred towards him openly: "And there he lay, the thing I had brought to life, the brutish genius, glistening in the dark" [...]. He had become disgusting – gaunt, emaciated (259). "At this stage," he said to Wode-Douglass, "I did not doubt I had invented his disease" (259). The sick creature that Chubb depicts as a "dying Jesus in a Roman church" makes him understand to nurse him, "I was the one he designated to touch his skin" (260). Fifteen years after the McCorkle hoax creator and creature find themselves intimately connected; and the creature claims on the deathbed, "we are one, you and I" (262). After this confession he gives Chubb his volume of poetry entitled *My Life as a Fake*, and Chubb promises to guard it. On the following day the man dies, "hold[ing] the book against his chest" (263).

Having finished his tale, Chubb leaves Wode-Douglass with the promise to obtain the book for her. When Slater finds out their plan to steal the book, he calls the women "dogs of hell" and insists that she has to "call him off" (267). The two of them walk to the bicycle repair shop, but they are too late, and find Chubb beheaded, "a soft blur of that beautifully shaped monk's head" (269), his body dismembered. This is how the women reverse his former act of creation. It is Slater who leads Wode-Douglass away from the horrible sight and – yet again – tells her the truth of the incident that she herself could not grasp: "They're lying, darling. About bloody everything. [...]. Darling, don't you understand? They killed him" (271). As a cover-up of their murder, they had inflicted wounds on each other.

To Wode-Douglass, this traumatic experience and the loss of her "extraordinary find" feels like "a wound that would not heal". After the incident, she explains the reader, she commenced travelling compulsively "gathering up limb by limb of that horrid puzzle" (271). When, in 1985, she suffers a nervous-breakdown and it is deemed important for her convalescence to return to Kuala Lumpur, Slater joins her on her trip to Kuala Lumpur. The novel ends with them revisiting the bicycle shop in which thirteen years ago the murder of Chubb had been committed: They recognise Tina and the Chinese woman and leave the place. The novel ends with Wode-Douglass' assumption that "McCorkle's manuscript remained in the shrine upstairs, although by then it seemed foul to me as the disgusting giant orchid with which Mrs Lim had first attracted the poet's attention" (272). Chubb's death, particularly the dismembering of his body, is stated as the 'logic' consequence of his creation; the reversal of joining together different body parts to create his 'monster'.

Conclusion: Peter Carey's *My Life as a Fake* as a post-modern Prometheus-tale?

As Mary Shelley subtitled *Frankenstein* "The Modern Prometheus," it is tempting to consider *My Life as a Fake* as "The Post-modern Prometheus". The book review of *My Life as a Fake* with the catchy title "Never Mess With a Poet," also suggests this line of thought (cf. Rafferty 12). By framing the novel with the epitaph and his afterward, Carey's acknowledges that he is both indebted to the Ern Malley hoax and Mary Shelley's *Frankenstein*. And yet *My Life as a Fake* is not just a novel drawing

heavily on a famous Australian hoax and an English masterpiece, but demonstrates that the production of literary forgery reveals the false nature of literature itself. Thus *My Life as a Fake*, though probably not as substantial as some of his former novels, should be considered a post-modern reflection of the 'true' nature of literature. With *My Life as a Fake* Carey has once again placed himself in the context of world literature, also referring to diverse writers such as Rainer Maria Rilke, Franz Kafka, and T.S. Eliot. While Heyward referred to Ern Malley's set of poems as "the most decisive piece of literary criticism ever produced in Australia" (quoted in Lloyd 238), I herewith suggest that Carey challenges literary criticism to re-open the ancient discussion on literature. While Carey self-mockingly tries to overcome the Australian's inferiority complex, he reminds his readers that all literature, regardless of the writer's nationality, is – fake. Or is it not?

The discussion is opened.

Bibliography

- N.N. "My Life as a Fake." *The Bulletin*, Supplements: Book Bulletin August 20 (2003).
- Bhabha, Homi K. *The Location of Culture*. London: Routledge, 1994.
- Carey, Peter. "An Interview with Peter Carey." *Bold Type*, Random house March (1999). [BT]
- , . "Author's Note". *My Life as a Fake*. London: Faber and Faber, 2004: 273-4. ["AN"]
- , . *My Life as a Fake*. London: Faber and Faber, 2004 (first published in Australia by Alfred A. Knopf, Random House in 2003). [MLF]
- Craven, Peter. "My Life as a Fake." *Sydney Morning Herald* August 9 (2003).
- Dean, Katie. "Peter Carey's *My Life as a Fake*." *Agony Column Review Archive* September 20 (2003).
- Fletcher, M.D. "Post-colonial Peter Carey." *Journal of the South Pacific Association for Commonwealth Literature and Language Studies* 32 (1991).
- Flockhart, Susan. "My Life as a Fake by Peter Carey: An Immaculate Deception." *The Sunday Herald*, September 14 (2003).
- Gorra, Michael. "Fabulous Forgeries." *The Atlantic Monthly* 292.4 November (2003): 163.
- Heyward, Michael. "Prelude to Ern Malley." *Overland* 130 (Fall 1993): 16-19.
- , . *The Ern Malley Affair*. Reprint. St. Lucia, Queensland: UQP, 1994.
- Kane, Paul. *Australian Poetry: Romanticism and Negativity*. Cambridge: CUP, 1996. (Chapter III)
- , . "An Australian Hoax." *Raritan: A Quarterly Review* 11.2 (Fall 1991): 82-98.
- Lehmann, David. "The Ern Malley Hoax: Australia's 'National Poet'." *Shenandoah: The Washington and Lee University Review* 34.4 (1983): 47-73.
- Mahoney, Blair. "Peter Carey's *My Life as a Fake*". *The Modern World Online* March 2 (2004):1-5.
- "Ossian." *Encyclopedia Britannica* Encyclopedia Britannica Premium Service July 29 (2004).
- Prießnitz, Horst. "Ossian in Australien." *Poetica* 10 (1978): 66-87.
- Rafferty, Terence. "My Life as a Fake by Peter Carey: Never Mess With a Poet." *New York Times Review*, November 9 (2003).

- Ruthven, K.K. *Faking Literature*. Cambridge: Cambridge University Press, 2001.
- Ryan-Fazilleau, Suzan. "One-Upmanship in Peter Carey's Short Stories." *Journal of the Short Story in English* 16 (1991): 51 – 63.
- Shelley, Mary. *Frankenstein or The Modern Prometheus*. 1818. Ed. Marilyn Butler. London: Pickering, 1993.
- Updike, John. "My Life as a Fake: A new Novel by Peter Carey". *The New Yorker Review* September 24 (2003).
- Thomson, Margie. "Peter Carey: My Life as a Fake." *New Zealand Herald Review* August 17 (2003).
- Thwaites, Tony. "More tramps at home: seeing Australia first." *Meanjin* 46.3 (1987): 404-5.
- Woodcock, Bruce. *Peter Carey*. Contemporary World Writers Series. Manchester: MUP 1996.

'If you've lost your language, you've lost everything'. Sprachen und Kulturen der Aborigines¹
Gerhard Leitner, Berlin

Einer der besten Kenner der politischen Dimension von Sprache, Joshua Fishman, schreibt über den Zusammenhang von Sprache und Kultur bei "marginalisierten" Gruppen dies:

"Spezifische Sprachen sind mit ihrer spezifischen Kultur und damit einhergehenden kulturellen Identitäten auf drei Ebenen verbunden, auf des *Handelns*, der des *Wissens* und der des *Seins*.

Ein enorm großer Teil jeder ethnisch definierten Kultur wird sprachlich ausgedrückt. Es ist nicht falsch zu behaupten, dass das ethnokulturelle Verhalten ohne seinen Ausdruck durch die spezifische Sprache, mit der es seit alters her verbunden ist, unmöglich wäre. Erziehung (...), das Rechtssystem (seine abstrakten Verbote und die konkrete Erzwingung), der religiöse Glaube und sein Ausdruck, die quasistaatlichen Maßnahmen, die Literatur (...), das Brauchtum, die Philosophie, Moral und Ethik, der medizinische Ausdruck von ... Krankheiten, ja die Gesamtheit sozialer Interaktionen (die kindliche Sozialisation, die Herstellung freundschaftlicher oder Verwandtschaftsbeziehungen, Begrüßungen, Witze ...) haben nicht nur einen sprachlichen Ausdruck, sie werden normalerweise und zu jeder Zeit mithilfe der spezifischen Sprache ausgeführt, mit der diese Aktivitäten herangewachsen sind, mit der sie identifiziert werden und von Generation zu Generation verbunden sind. Es ist das spezifisch sprachliche Band der meisten Kulturhandlungen, die den Begriff einer 'übersetzten Kultur' für die meisten ethnokulturellen Gruppen so unauthentisch und abschreckend wirken lassen." (meine Über. und Hervorhebung; Fishman 2001:3)

Sprachen sind inhärentes Ausdrucksmittel von Kulturhandlungen. Es sei es ein essentielles Merkmal der *ethnolinguistischen* Interpretation der Wirklichkeit, dass man "weiß", wie Farben, Pflanzen und Tiere heißen, wie Verwandtschaftsbeziehungen ausgedrückt werden. Dazu gehöre auch, dass man "weiß", ob im Verb das Geschlecht des Sprechers auszudrücken sei. Und er sagt zum Bezug von Sprache zum Sein, zur Existenz der Gemeinschaft:

"Das 'Sein' ist an und für sich das Band zwischen den Generationen, das körperliche Glied zwischen den Generationen, durch das die besondere 'Wesenheit' [= Kultur, GL] weiter gegeben wird.... Die Aufgabe der Sprache mag dann als Aufgabe nicht der traditionellen Handlungen und des Wissens gesehen werden, sondern auch der persönlichen Vorfahren, ja deren Repräsentanten, den *Helden* selbst." (2001:5)

Sprache ist mehr für die Ethnokultur als das, was man häufig mit dem Begriff "Sprache" meint, wenn man eine Sprache wie das Englische als ein Beispiel der "allgemeinen Sprachfertigkeit des Menschen" bezeichnet. Das sind nicht unbestrittene Thesen, die nicht auf alle Kulturen und ihre Sprachen in gleichem Maße zutreffen

¹ Dieser Beitrag ist eine leicht überarbeitete Fassung eines Vortrages zum gleichen Thema bei der Veranstaltung "Traumspuren" der Gesellschaft für bedrohte Völker e.V. in Berlin im Mai 2004.

mögen. Das Englische gilt als eine von einer spezifischen Kultur abgekoppelte, *neutrale Sprache*, es sei deshalb so erfolgreich als globales Kommunikationsmittel. Dennoch: gerade wenn es sich in einem neuen Umfeld eingliedert, entwickelt es kulturelle Bindungen—etwa wenn es indisch, australisch oder nigerianisch wird. Zeigt das nicht, dass auch das Englische ohne Bindung an eine Kultur und ihre Träger letztlich undenkbar ist?

Solche Themen werden mich hier beschäftigen. Ich werde resümieren, woher die Sprachen der Aborigines kommen und wie sich verteilt haben. Kontakt ist das zentrale Thema und ich will zeigen, dass es Kontinuität im Wandel, den Erhalt von Teilen der Kultur im neu-en, *englischen* Gewand gab. Darin einzubetten ist die politische Dimension von Sprache.

1. Ursprung und Entwicklung der Sprachen der Aborigines

Um es vorweg zu nehmen, man weiß nicht, woher die Sprachen der Aborigines kamen. Südostasien und der Pazifik beherbergen Tausende von Sprachen, doch keine ähnelt denen der Aborigines so sehr, dass man von einer Abstammungsbeziehung sprechen kann. Es gibt keine gesicherten Annahmen darüber, wann und wie sie nach Australien gekommen sind. Was man weiß ist, dass es mindestens zwei Zeiträume gegeben hat, während derer relativ kurze Seewege zu überqueren waren. Das war vor etwa 40,000 Jahren und noch einmal vor ca. 10,000 Jahren. Noch vor ca. 3 bis 4,000 Jahren war auch Neu Guinea erreichbar, und es ist denkbar, dass es von dort eine weitere Einwanderung gab. Es ist wahrscheinlich, dass es zwei Ursprachen, sog. *Proto-Sprachen* der Aborigines gab. Wenn man die Möglichkeit Neu Guineas in Betracht zieht, kann es eine dritte Schicht gegeben haben.

Es ist von Interesse, sich mit den Mythen befassen, die Sprache thematisieren (vgl. Leitner 2004). Das Auffallende ist, dass sich offenbar keine der Frage nach dem äußeren Ursprung überhaupt widmet, sondern sie die Situation so darstellen, dass die Geister das Land mit Sprachen ausstatteten, die von den Menschen angenommen wurden. So besagt eine Geschichte des Arandastamms in der Gegend von Alice Springs, dass die australische Wüste in der Traumzeit still und unbewohnt war. Eines Tages machten sich die Numbakulla-brüder aus dem westlichen Himmel auf und sahen menschliche Urwesen, die Inapatual, die weder sehen, noch hören, noch sich bewegen konnten. Die Brüder nahmen ihre Messer und bildeten diese Wesen zu richtigen Menschen, die zu den Vorfahren der Arandas wurden. Eine Geschichte aus dem Kakadu, östlich von Darwin, erzählt, dass der Imberom-berageist durch das Urland reiste und eine Vielzahl von Kindergeistern aussandte, damit sie die verschiedenen Landesteile besiedelten, wobei sie jeweils eine andere Sprache sprechen sollten. In der Gegend von Katherine Gorge, südlich von Darwin, erzählt eine Geschichte, dass dieses Land Jawoyn heißt, weil eine Schöpferfigur, Nabilili, Markierungspunkte entlang des Katherineflusses in der Jawoynsprache hinterließ.

Sprachen waren Charakteristika des Landes, ehe es die Menschen besiedelten. Vielsprachigkeit war das Gegebene, ursprüngliche Lebenselement, nicht, wie im christlichen Denken, eine Folge des Verstoßes der Menschen gegen göttliches Wollen, wie es in die Geschichte vom Turmbau zu Babel erzählt. Der europäische

Nationsbegriff lehnte Viel-sprachigkeit ab und setzte sie, wo immer es ging, außer Kraft. Wenn nun Vielsprachigkeit das Grundmuster war, so mussten Sprachen vermittelt werden, was auf vielen Wegen erreicht wurde. Heiratsregeln und Kindererziehung führten automatisch dazu, dass Stammsmitglieder zwei und mehr Sprachen kannten. So sagt ein Zeuge, Ngalawurr, dies:

Meine Sprache ist Djapu, die Sprache meines Vaters. Die Sprache meiner Mutter ist Gumatji, die meiner Großmutter mütterlicherseits ist Gälpu, die Sprache der Großmutter meiner Mutter ist Dhal'wau. Die Rirratjingu waren meine Hebammen. Birany ist das Land meiner Mutter, wo man Gumatji spricht. Die Männer und deren Kinder dort sprechen Gumatji, ihre Mütter sprechen Djapu. Es gibt also dort auch etwas Djapu. Zu meiner Mutter spreche ich meine eigene Sprache, zu einem anderen Djapu, spreche ich Djapu. (meine Übersetzung; SSABSA 1996:32)

Es gab Übersetzer und Zeichensprachen. Besonders wichtig war, dass benachbarte Sprachen eng miteinander verwandt waren, so dass die Verständigung zwischen diesen Nach-barstämmen unproblematisch war. Linguisten sprechen von einem Sprachbund, was auch von Indien her bekannt ist. Wie kam es dazu?

Aus sprachgeschichtlicher Sicht sind es zwei Entwicklungen, die die Situation vor der Ko-Ionisierung erklären. 'Ortsgebundene' Veränderungen sind die einen, die sich durch die zunehmende Entfernung der Stämme voneinander und den damit verbundenen geringeren Kontakt verstärkten. Der Gegenpol sind andauernde Kontakte benachbarter Stämme mit-einander, die die Ausgliederung nicht ausufern ließ, ja zu neuen Ähnlichkeiten führte. Gemeinsame kulturelle Praktiken förderten den Kontakt und die Vertrautheit auch mit weiter entfernt gesprochenen Sprachen. Hinzu kamen Ereignisse, wie Fluten oder Trockenperioden, die den Kontakt zwischen Stämmen beförderten, deren Sprachen nicht eng miteinander verwandt waren. So konnten Dialekte der einen Sprache den Dialekt einer anderen Sprache ähnlicher werden und sich von der 'eigenen' Sprache entfernen. Siedlungsgeschichtlich verursachte Ausgliederungen wurden so durch neue Gemeinsamkeiten überlagert. Unabhängig vom Ursprung der Sprachen, führten also gegenläufige Entwicklungen im Laufe einer bis zu 40,000-jährigen Geschichte zu etwa 250 Sprachen und 250 Dialektarten, wobei jede ein eigenes Territorium hatte. Man muss sich nun vor Augen halten, dass die Zahl der Aborigines nur bei etwa 315,000 lag—manche nehmen höhere Zahlen an—, dass die Sprachen insgesamt *klein* waren und oft nicht mehr als ein paar Dutzend Sprecher hatten. Größere Sprachen mögen mehrere Tausend Sprecher gehabt haben, aber auch sie waren bei dem Wandel, der durch die Kolonisation ausgelöst wurde, gefährdet.

Wer *besaß* nun die Sprachen oder Dialekte? Diese Fragen finden in der Forschung keine eindeutige Antwort. Man geht davon aus, dass es i.d.R. lokale Gruppen waren, nicht die größeren Stämme, die heute oft als *Nationen* oder *Völker*, bezeichnet werden. Diese hatten zwar eine tragende Rolle bei der Entwicklung und Durchsetzung rechtlich bindender Normen, waren aber nicht direkte Träger von Einzelsprachen oder -dialektarten. Man spricht da-her von *Sprachgruppen* oder *language groups*, die auch bei der Problematik des Nachweises einer ungebrochenen Bindung an ein bestimmtes Land bei den Landrechte-verfahren eine Rolle spielen. Sutton (2003) zeigt

dennoch, dass die Rolle der Sprache nicht auf den Landbezug reduziert werden kann. Interessant ist nun, dass Kontakt selten dazu führte, dass Sprecher einer Sprache die Sprache eines anderen Stammes übernahmen. Die Bindung des Landes, der Sprache und der Menschen war offenbar so stark, dass Sprachwechsel eine Ausnahme war. Aber er konnte vorkommen. Dixon und Blake (1991) berichten die Geschichte der Gungganyji um Cairns, die das Eindringen der nördlichen Yidinyji in der Gegend der Gungganyji erzählt, wo sie sich niederlassen wollten:

"Einer derer, die das Land erkunden sollten, war Gulmbira. Er bereiste das Land... Dann traf er auf die Gungganyji, die eine fremdartige Sprache sprachen und die Yidiny nicht verstanden. 'Welch ein Jammer, sagte Gumbira, wenn ich sterbe, werden diese Menschen nicht für mich in der Yidinysprache trauern können.' (1991: 5f)

So nahmen sie einige Gungganyji mit sich, und Dixon und Blake fahren fort, dass "die Yidinyji dieses Land besiedelt haben könnten und zum mächtigeren Stamm geworden sein könnten, so dass die Gungganyji die Yudinysprache annahmen. Yudiny-Gungganyji ist heute ganz anders als die benachbarten Dyirbal und Gungga, es unterscheidet sich in weniger als 20% des Kernvokabulars von Yidiny—es ist zu einem Dialekt desselben gewor-den" (meine Übers.; 1991:6).

2. Strukturen und Funktionen der Sprachen der Aborigines

Die Sprachen der Aborigines haben schon früh die Aufmerksamkeit der Siedler und Reisenden erregt. Captain Cook hatte den Auftrag, die Sprache der Ureinwohner zu erkunden, was sich als schwieriger erwies als angenommen, wie der wissenschaftliche Experte, Sir Joseph Banks, schrieb: "Über ihre Sprache kann ich wenig sagen. Unsere Bekanntschaft mit ihnen war so kurz, dass niemand den Versuch unternahm, mit ihnen auch nur eines ihrer Wörter zu verwenden" (zit. nach Kenny 1995:95). Man hatte Unterschiede erkannt, die dennoch dazu führten, die Idee eines gemeinsamen Ursprunges nicht zu verwerfen. Der *Queenslander* berichtet am 21.3.1891 über einen Vortrag von Joseph Lauterer über die Sprache der Yerongpan in der Gegend um Brisbane. Um die Unterschiede der Grammatik zu verdeutlichen, wählt er dieses Beispiel:

(1) *Gayalo ngarampa whymieran nowago* "Schön ist ein Lied einer weißen Frau"
Lied sehr schön weiße Frau mit

(2) *Wuaerangingalamdziundahl* "Hast du (= Mädchen) Hunger?"

Man sieht die andere Wortstellung in (1). (2) zeigt sich, dass ein einziges Wort einen ganzen Satz im Englischen oder Deutschen erfordern kann. Schon 1894 bezeichnete Calvert, ein Kenner der Aborigines in Westaustralien, die "absolut fehlende Regelmäßigkeit der Wortstellung", aus Sicht der Europäer, als eine der größten Schwierigkeiten der Sprachen betonte. Als Beispiel gibt er den folgenden englischen Satz

(3) When we first landed here we wanted to be friendly with you natives. Why were you so angry, why did you spear the white people? We did not want to kill you or hurt you in any way. Why would you not be friends and let us learn your language? ...

den man in der "Aboriginesprache" etwa so in einer englischen Paraphrase wiedergeben könnte:

(4) We / at first / here came / reside / we angry not, *and so on*; you / why us hate? Why / you / us / with no cause / speared? We / you in anger / though not beat, *and so on*. You / why heart bad? We / then / your language / soon understand correctly ...

Die Übersetzung sei "Nganneel ingarungar nhalla bart nginnaga, nganneel gurrangbroo babroo; etc.".

Ich sagte bereits, dass man von einer oder mehreren Ursprachen ausgeht. Was ich ausließ, war, dass sie sich im Laufe der Zeit in zwei Sprachfamilien, die Pama-Nyungan und Nicht-Pama-Nyungan-Sprachen und einer darunter liegenden Dialektvielfalt, aufgliederten. Die Pama-Nyungan-Sprachen ähneln sich in Aussprache, Wortbildung und Flexion. Besonders hervorzuheben sind Endungen, die die Funktion der Substantivgruppen angeben. Pronomina drücken Einzahl, Mehrzahl und Dual aus. Diese Sprachen teilen sich einen Teil ihres Kernwortschatzes. Die Nicht-Pama-Nyungan-Sprachen unterscheiden sich von den Pama-Nyungan-Sprachen durch Aussprachemuster und der Tatsache, dass sie grammatische Vor- statt Nachsilben haben. Trotz solcher Unterschiede, sind diese Sprachzweige miteinander verwandt, sagt Dixon:

Die Namen 'Pama-Nyungan' und 'Nicht-Pama-Nyungan' sind irreführend, denn sie könnten so verstanden werden, dass die einen etwas haben, was die anderen fehlt. Es ist allerdings so, dass die Nicht-Pama-Nyungan Sprache sich so sehr verändert haben, dass sie wie ein anderer Sprachtyp aussehen, während die Pama-Nyungan Sprache dies nicht taten. Sie sind daher der Ursprache ähnlicher, und es wäre besser von weniger und mehr innovativen Sprachen zu reden. (meine Übersetzung; 1980: 226)

Zum Verständnis von Sprache gehört die Bindung an die Kultur, in der und für die sie Ausdrucksmittel ist. Schon einer der frühen Experten, Elkin, schrieb dies:

Hinzu kommt, dass das Verständnis der Sprache eines Volkes unmöglich ist, wenn man es nicht über deren Kultur angeht. Sprache ist nicht ein Werkzeug der Kultur, aber ein lebendes Element derselben. Die Bedeutung ihrer Wörter und der Formen ihrer Struktur sind aufs Engste verwandt mit dem Kulturmfeld, in dem sie eingebettet sind. Und dieses besteht aus Handlungen, Annahmen, gemeinsamen Glaubensinhalten und einem wechselseitigen Verstehen. (meine Übers.; Elkin o.J.: 5)

Der kulturelle Hintergrund der Aboriginesprachen lässt sich an vielen Einzelheiten nachweisen. Auch als ich mich schon lange mit den Sprachen der Aborigines befasst hatte, hatte ich noch keinen Aborigine getroffen, mit dem ich mich eingehender hätte unterhalten können. Ich beschloss, diesen Zustand zu beenden und griff zu den *Gelben Seiten*. Unter dem Stichwort "Aboriginal" fand ich u.a. die Aboriginal Elders Services, ein Altenheim, und vereinbarte einen Termin. Am Ende eines langen Gespräches mit der Leiterin sagte ich, ich hätte gelesen, dass sich Aborigines beim Gespräch nicht anblicken würden. Wir hätten das die ganze Zeit getan. "Ich verhalte mich nach zwei Codes, dem der Weißen und dem der Aborigines, je nachdem, mit wem ich spreche", war die Antwort. Die traditionelle Norm ist durch eine neue ergänzt. Viel später interessierte mich das genauer, und so fragte ich einen anderen Gesprächspartner, wo die Leute denn hinguckten, wenn sie sich nicht angucken dürfen. Immerhin hat Blick-

kontakt etwas Zentrierendes, zeigt, dass man dem Partner seine volle Aufmerksamkeit widmet. "Man guckt in der Regel schräg nach unten, seitlich vom Gesprächspartner und fixiert mehr oder weniger einen Punkt". Ein anderer Code!

Die differenzierten Verwandtschaftsbeziehungen spiegeln sich in einem differenzierten Vokabular. Die folgenden Beispiele illustrieren die Wörter zur Benennung von Verwand-ten in der Sprache der Kaurna, in der Gegend um Adelaide:

<i>ngaityaii</i>	(meine) Mutter	<i>tokuparka</i>	Tochter
<i>ngangkitta</i>	Mutter (wenn jemand anders über die Mutter) von jemanden spricht)	<i>yärliburka</i>	Sohn
<i>ngaityerli</i>	(mein) Vater	<i>yangarra</i>	Ehefrau
<i>yerlitta</i>	Vater wenn jemand anders über den Vater) von jemanden spricht)	<i>ngubba</i>	Ehemann
<i>yakkana</i>	Schwester, ältere Schw.	<i>kanggallanggalla</i>	Eltern(teil)
<i>yunga</i>	Bruder, älterer Br.	<i>taikurti</i>	(direkte) Verwandte
<i>panyappi</i>	(jüngerer) Geschwister, sg		
<i>ngangkitarla</i>	Mutter und Kind		
<i>ngannataurl</i>	Bruder und Schwester einer a Familie		
<i>ngannarna</i>	Mehrzahl, soviel wie 'Familie'		
<i>yarlitaurla</i>	Vater und Kind		

Tabelle 1: Kernfamilie (SSABSA 1996:37)

<i>kammammi</i>	Großmutter mütterlicherseits	<i>kammilya</i>	Enkel der Großmutter mütterlicherseits
<i>ngappappi</i>	Großmutter väterlicherseits	<i>npapitya</i>	Enkel der Großmutter väterlicherseits
<i>tammammu</i>	Großvater mütterlicherseits	<i>tammutta</i>	Enkel des Großvaters mütterlicherseits
<i>madlalla</i>	Großvater väterlicherseits	<i>madlanta</i>	Enkel des Großvater väterlicherseits
<i>na:ngari</i>	Neffe (Sohn der Schwester)	<i>parian</i>	Neffe (Sohn des Bruders)
<i>kunga</i>	Neffe (Sohn der Schwester, wenn eine Frau spricht)	<i>ngawae</i>	Nichte (Tochter des Bruders)
<i>wongare</i>	Nichte (Tochter der Schwester)		
<i>niriannai</i>	Nichte und Neffe (Kind der jüngeren Schwester des Mannes ODER des jüngeren Bruders einer Frau)	<i>nirianna</i>	Nichte und Neffe (wenn Frau von den Kindern des Bruders spricht)
<i>wongar</i>	Nichte und Neffe (Kind der älteren Schwester des Mannes ODER des älteren Bruders einer Frau)		Nichte und Neffe (wenn Frau von den Kindern der Schwester spricht)

Tabelle 2: Erweiterte Familie (SSABSA 1996:39)

Man sieht, dass die Begriffe *Mutter* oder *Vater* mit je zwei Wörtern belegt sind, je nachdem, ob jemand von der eigenen Mutter oder Vater oder ein anderer von ihnen spricht. Es gibt unterschiedliche Wörter für ältere und jüngere Geschwister. Mutter und Kind, Bruder und Schwester können hingegen mit einem Wort belegt sein. Die Verwandtschaftslinien in Tabelle 2 definieren sich nach der Abstammung der Mutter oder des Vaters, dem Alter (bezogen auf das des Sprechers) und Geschlecht. Sie sind verbunden mit Rechten und Pflichten, die sich wiederum in kommunikativen Regeln niederschlagen. So ist es denkbar, dass man mit jemandem nur in einer bestimmten Weise reden kann. Darauf komme ich später zurück. Es ist schwierig, solche Konzepte in einer anderen Sprache auszudrücken, zu übersetzen, und so ist eine "übersetzte Kultur", wie Fishman (2001) sagt, etwas Artifizielles.

Als ich schon glaubte, wenige Probleme im Gespräch mit Aborigines zu haben, suchte ich Kontakt mit Schulen in Alice Springs. Ich hatte vor Kontakt mit dem Institute of Aboriginal Development aufgenommen und ging davon aus, dass alles klar sei. Aber niemand erwartete mich. Also machte ich mich auf den Weg zur bekannten Yipirinya School, wo zwei Lehrerinnen bereit waren, sich mit mir zu unterhalten. Die äußere Situation war schwierig, ich stellte Fragen, aber es gab keine Antworten. Ich fragte nach, versuchte es anders, verstand auch die Antworten kaum. Nach gut einer Stunde verabschiedete ich mich. Nichts erreicht! Woran lag es? Der Fehler lag bei mir. In den Kulturen der Aborigines sind explizite Fragen selten, sie wirken bedrängend und führen dazu, dass man entweder keine oder nur eine unverständliche Antwort erhält. Je nach dem Frageinhalt und der Situation kann es ein einfaches 'Ja' sein, ohne dass damit eine Zustimmung gemeint ist. In Polizeiverhören geben Aborigines oft Taten zu, die sie nicht begangen haben, ja nicht begangen haben können. Was ist also zu tun? Man muss Annahmen formulieren, zu denen der Gesprächspartner in der einen oder anderen Form Stellung nehmen kann. Im gegebenen Beispiel also etwa (5a) statt (5b):

- (5) (a) Vielleicht haben die Kinder sehr viele andere Pflichten oder werden in anderer Weise beansprucht, so dass sie nicht zur Schule kommen können.
- (b) Warum kommen die Kinder den nicht (regelmäßig) zur Schule?

Auch wenn es fremd klingen mag, es geht darum, Wissen mit dem Befragten zu teilen. Das Konzept des *Teilens*, des *sharing*, ist ein wichtiges Element und spiegelt sich eben auch hierin. Man vermittelt, was man weiß oder für plausibel hält, worauf der andere eine Erwiderung—oft mit erheblicher Verzögerung—geben kann. Auf diesem Wege erfährt man in etwa das, was man wissen möchte. In der westlichen Kultur ist es umgekehrt, man fragt explizit, Annahmen können aggressiv wirken. Wenn die Annahmen in (5a) unzutreffend sind, kann das im westlicher Gesprächskultur als Angriff angesehen werden. Es gibt noch andere Aspekte, die bei Fragen eine Rolle spielen. Auf die Fragesituation—etwa bei der Polizei—habe ich eben hingewiesen, die zu oft erschütternden Ergebnissen führen. Aber auch das Alter spielt eine Rolle. So können sich Kinder bei Fragen beschämmt fühlen (*shame*) und Antworten schlichtweg verweigern. Da Aborigines, die mit der westlichen und der traditionellen Kulturen vertraut sind, unterschiedlich reagieren, je nach dem, mit wem sie sprechen, kann das Fragen durchaus schwierig sein.

Es ist nun zu fragen, was der Kontakt mit der westlichen Kultur bewirkt hat. Hier zeigen sich Brüche und Kontinuitäten, die sich im Englischen widerspiegeln.

3. Die Zerstörung der sprachlichen Basis, der Sprachökologie

Es war von Anfang an problematisch, eine sprachliche Verständigung herbei zu führen. Darauf kann ich hier nicht einmal in Grundzügen eingehen und will mich auf die Arbeit der Kirchen beschränken, die langfristig sprachlich und politisch folgenreich war. Doch darf nicht übersehen werden, dass es die staatlichen Verordnungen, die Politik also war, die den Rahmen vorgab, innerhalb dessen sie sich verhalten mussten, den sie ggf. modifizieren, verstärken, ja konterkarieren konnten. Im Zusammenspiel von Politik und Kirchen führte der Kontakt letztlich zum massiven Sprachverlust und zu weitreichenden Änderungen in der Struktur der noch existierenden Sprachen, was soweit ging, dass Sprachen eine politische Dimension annahmen.²

Das von Captain Cook 1776 gesammelte Vokabular war für den ersten Gouverneur Arthur Phillip nicht hilfreich, denn in der Gegend um Sydney verwendeten die Aborigines andere Sprachen. Mehr noch, sie verweigerten zeitweilig jeglichen Kontakt. Es schien nichts anderes übrig zu bleiben, als einige zu entführen. Bennelong, einer der gekidnappten Aborigines, konnte bald als Mittler fungieren, der das Vertrauen seines und anderer Stämme für die Kolonisatoren gewann. Damit war auch der Zwang zum Spracherwerb durch Siedler gemildert. Doch ist wenig bekannt darüber, wie viele Verwaltungsbeamte oder Siedler sich darum bemühten. Ernsthaft bemüht haben sich nur Missionen, aber auch diese waren Ausnahmen. Besonders hervorgetreten sind lutherische Missionare, wie Eve Fesl, eine *Elder* der GubbaGubba in der Region um Brisbane, schreibt:

Die Lutheraner hatten eine explizite Praxis, australische Sprachen zu lernen, mit ihnen und durch sie zu evangelisieren und sie als Sprache des Unterrichts zu verwenden, bis sie die Regierung anwies, dies zu beenden. Auch waren ihre Meinungen über die Kooris [also die Aborigines, GL] nicht so abwertend wie die der Herrnhuter, ja sie anerknneten die Tatsache, dass es eine 'sehr alte Rasse' gab. Die meisten erkannten an, dass Kooris ihren eigenen religiösen Glauben hatten und überhaupt deswegen zum Glauben an Christus bekehrt werden konnten. (1994: 219)

Die Lutheraner errichteten 1867 eine Missionsstation am Lake Eyre im Nordosten Südaustralians in relativer Nähe zur Copperamana Mission der Herrnhuter. Nach Streit mit den Aborigines zogen sich beide zurück. Nur die Lutheraner kehrten unter dem Schutz der Polizei zurück und bauten Bethesda. Trotz der Unterdrückung kultureller Praktiken zog die Mission zahlreiche Aborigines an, die alsbald eine regelmäßige Bevölkerung von etwa 25-30 Schülern hatte. Es kamen auch Hunderte von Aborigines, die dort ihre *rations* bekamen. Jahrelange Dürren und Geldmangel führten in den 1890er Jahren zur Aufgabe. Frühere Missionare führten die Schule bis 1917 weiter, als sie die Regierung schloss. Nach ihrer Rückkehr hatten die Lutheraner begonnen, die örtliche Diyarisprache zu lernen und Missionsmaterial in sie zu

² Ich übergehe die massiven demographischen Veränderungen durch Tötungen, Vertreibung, etc. (Leitner 2004b).

übersetzen. Schon 1869 gab es ein Lesebuch, einen Katechismus und biblische Geschichten in dieser Sprache. Die Missionare Otto Siebert, Johann Reuther und Carl Strehlow, der 1892 dorthin gesandt wurde, übersetzten das Neue Testament und zeichneten mündliche Geschichten (*oral history*) auf. Siebert arbeitete auch über andere Sprachen Zentralaustraliens, so zu Wangkangurru, Arabana, Wangkamana, Yawarawaka und Arrernte, studierte die Religion, die materielle Kultur sowie das Vokabular der Verwandtschaftsbeziehungen. Reuther verbrachte 18 Jahre in Bethesda und schuf, neben zahlreichen anderen Schriften, ein umfangreiches Lexikon des Dyeri. All das lagert heute als "Reuther Sammlung" im Staatsmuseum Südaustralians. Carl Friedrich Theodor Strehlow ist der bekannteste lutherische Missionar. Ab 1892 arbeitete er mit Siebert und Reuther in Bethesda, 1894 kam er nach Hermansburg, nordwestlich von Alice Springs, wo er 28 Jahre blieb und zum Experten des Arrernte und Luritja wurde. Er verfasste Lexika, machte Übersetzungen u.a.m. Auch wenn er die kulturelle Bräuche vehement ablehnte, wurde er zu einem der entschiedensten Verteidiger der Aborigines vor der Regierung und den Farmern. Seine Kinder wuchsen dreisprachig auf, mit Deutsch, Arrernte und als dritte Sprache, Englisch.

Theodor Strehlow, das wohl bekannteste der sechs Kinder, folgte den Fußstapfen des Vaters, arbeitete für die Verwaltung des Northern Territory als Beauftragter für die Aborigines, und widmete sich dem Studium der Sprache, Literatur und des Kulturkontakte. Bis 1974 war er Professor für Linguistik an der Universität Adelaide. Von den Herrnhuter Missionaren sind Hagenauer und Spieseke auf der Bethesda nahe liegenden Mission Ebene zu nennen. Auch Teichelmann war ein Kenner indigener Sprachen. Natürlich waren es nicht nur deutsche Missionare, die sich den Sprachen widmeten. Ein britischer Missionar der Church of England Mission Society, Mr. Shaw, hatte Marowra, die Sprache der Yeltabewohner im Nordwesten Victorias, erlernt. Im Jahresbericht von 1858 der Mission lesen wir, dass zwischen Yelta und Swan Hill sechs verschiedene Sprachen üblich seien, wobei nur zwei der Yelta am nächsten liegenden Stämme Marowra verstanden. Marowra war keine kleine Sprache, sie wurde noch 200 Meilen flussaufwärts am Darling gesprochen, wo es in das Kamilaroi überginge (Massola 1970:17). Missionare hinterließen mit ihren Schriften der Nachwelt ein umfangreiches Wissen, das in den letzten Jahren im Zusammenhang mit sprachpolitischen Themen von Aborigines wieder aufgegriffen wurde.

Die Missionierung hatte um 1825 begonnen und wurde im Laufe des 19. Jhdts zu einer Bewegung, an der die meisten Glaubensrichtungen mitwirkten und das die Lebensumstände der Aborigines prägte. Die deutschen Protestanten habe ich erwähnt. Ihnen voraus gingen die Anglikaner und Methodisten; es folgten die Presbyterianern, die Londoner Missionsgesellschaft und kleineren Richtungen, die auch in der Hand privater Leute oder von Förderkreisen waren. Fesl (1994) enthält eine Übersicht über Missionsstationen und von der Regierung eingerichteten *stations*, die das Ausmaß der physischen und geistigen Kontrolle der Aborigines deutlich macht. Sie nennt 103 Missionsstationen, 58 Reservate in Neusüdwales, 96 in Westaustralien, 45 in Victoria—insgesamt 258, von denen manche bis 1972 existierten. Hinzu kommen 70 regierungseigene *stations* in verschiedenen Bundes-

staaten. Je weiter das 19. Jhd. fortschritt, desto mehr verlagerten sich diese Einrichtungen nach Westen und Norden.

Der Erfolg dieser Maßnahmen beruhte u.a. auf der *terra nullius* Theorie, die die Nutzungs-rechte, ja auch den Landbesitz Farmern und der Industrie überließ. Den Aborigines blieb zunehmend weniger. Mattingley (1992) dokumentiert die Situation Südaustraliens sehr eindringlich unter dem passenden Titel *Survival in our own land*. Zu Beginn des 20. Jhdts. verblieben nur noch kleine Landstriche im Süden. Im Zentrum und Norden waren noch größere Landstriche in indigenem Besitz, die jedoch oft so unfruchtbar waren, dass sie kaum nutzbar waren. Missionen und *stations* waren also die Orte, wo sich das Leben der Aborigines abspielte, es sei denn sie bildeten Randsiedlungen an den Städten oder großen Farmen, wo sie Arbeit fanden.

Die Landeignung war sicherlich der massivste Eingriff in das Leben der Aborigines, wenn man sich an die so enge Bindung von Land, Sprache und Mensch erinnert. Aber auch die quasi totale Kontrolle des Lebens und die Trennung der Kinder von den Eltern fatal für das Sozialgefüge. Missionen übernahmen staatliche Funktionen, boten aus eigenen Motiven oder aufgrund staatlicher Verordnungen Unterricht in Schulen an. Aber sie existierten oft nicht lange oder nur mit Unterbrechungen, was kontinuierliche Umsiedlungs- und Vertreibungmaßnahmen mit sich brachte, die Fesl (1994) eingehend schildert. Um auf ein Beispiel einzugehen. Die Mission in Coranderrk, nordöstlich von Melbourne in der Nähe von Mt Franklin und Lake Tyers, fungierte zwischen den 1860er bis 80er Jahren als Aufnahmestation. Lake Tyers hatte diese Funktion in der Zeit zur Wende zum 20. Jahrhundert. Aber auch andere Orte, etwa Framlingham an der Küste westlich Mel-bournes, Lake Wellington im Süden und Ebenezer im Westen waren Anziehungspunkte für Mitglieder von Stämmen aus unterschiedlichen Regionen. Es gab, wie Fesl zeigt, auch Umsiedlungen nach Sydney. Es ist klar, dass die Folgen gravierend sein mussten. Sprachgemeinschaften und Arealbeziehungen wurden zerstört, die Möglichkeit des Sprachkontaktes mit Nachbarstämmen verhindert. Die sprachlichen Folgen lassen sich am Beispiel der Mission Lake Tyers, am Rande des Gippslands im Westen Victorias in Küstennähe und im Land der Ganai gelegen, gut nachzeichnen. Lake Tyers wurde 1861 von einem anglikanischen Missionar gegründet und hatte zunächst erhebliche Probleme mit den Aborigines, die er als ‚wild‘ und ‚faul‘ beschrieb. Fesl zeigt, dass dort in den Jahren 1902 und 1908 eine große Zahl von Sprachen und Dialekte gesprochen wurde, die keinerlei Bezug zu dem Land und dessen Sprachen hatten. Aufgrund des Ausmaßes dieser künstlich herbeigeführten Vielsprachigkeit hatte es wenig praktischen Sinn, sich dieser Sprachen zu bedienen. Man konnte kaum wissen, wie lange sie sich halten würden. Der massive Bevölkerungsverlust, die rapide fallende Geburtenrate, die Folgen von Krankheiten, die Morde u.v.a.m. machten diese Sprachen für Außenstehende impraktikabel.

Diese Lebensumstände endeten erst in den 1960er Jahren, als Aborigines das Staatsbürgersrecht erhielten und wohnen konnten, wo sie wollten. Die massive Landflucht, die Verstädterung und Bildung innerstädtischer Ghettos waren die Folge, was langfristig nicht unbedingt die beste Lösung war. Am Ende einer langen Kontaktgeschichte ist also die Zerstörung der Sprachökologie und der Sprachvermitt-

lungskette in weiten Teilen des Kontinentes festzuhalten, die durch die systematische Beschreibung der Sprachen nicht aufgewogen werden konnte, ist sie doch Anlass zu dem Vorwurf, die Sprachen seien den Aborigines weggenommen worden, sie müssten sie wieder *einfordern*. Ich sagte eingangs, dass bei dieser verkürzten Darstellung die staatlichen Maßnahmen nicht außer Acht gelassen werden dürfen, denn sie gaben den Rahmen ab für die Arbeit der Kirchen und Missionen. Die politisch gewollte Trennung der Kinder (vor allem solcher gemischter Abstammung) von ihren Eltern und Gemeinschaften oder die Nichtverfolgung von Morden durch Siedler im 19. Jhd. u.v.a.m. sind schlagende Belege für diesen Rahmen, den die Politik setzte, und was sie tolerierte.

4. Änderungen der Aboriginesprachen

Die Bindung zwischen Mensch, Land und Sprache, die über Sprachgruppen vermittelt und erhalten wurde, wurde also seit dem Beginn des 19. Jhdts in weiten Teilen des Landes zerstört, die so entscheidende Vermittlungskette, die *chain of (language) transmission*, wurde für viele Gemeinschaften unwiederbringlich gebrochen, der Sprachwechsel war der einzige Ausweg. Doch noch ehe die Sprachen verschwanden, waren die Aborigines, wie auf der anderen Seite ja auch die Weißen, damit konfrontiert, sich mit neuen Gegebenheiten sprachlich auseinander zu setzen. Wir wissen, dass das Känguru und der Boomerang Namen der Aborigines tragen und auch in Sprachen vorkommen, die ursprünglich andere Wörter dafür hatten. Für die Aborigines fehlten Wörter für Gegenstände, die unbekannt waren, worauf Lauterer schon 1891 aufmerksam gemacht hatte:

Viele Wörter sind dem Englischen in einer korrumptierten Form entnommen. So z.B. *buredn* 'bread; Brot', *tseruse* 'trousers; Hose', *whymerigan* 'white Mary', eine englische *lady*', *bulla* 'ox, Bulle', *goondool* 'gondola', kleines Boot', *deamer* [*steamer*, GL]. Einige Wörter wurden erst gebildet, nachdem die Weißen mit Aborigines in Kontakt kamen. So wurde das Pferd *'yereman'* nach dem Kängaruh, *guruman*, benannt; das Schaf heißt *monkey* 'Affe'. Die Namen der Waffen der Aborigines, so wie sie von den Kolonisten übernommen wurden, stammen meist von den Schwarzen um Sydney. Der *boomerang*, z.B., heißt *baragan*, oder *bargan* in der Yerongansprache. (*The Queenslander*, 21. März 1891, S. 555)

Der Zwang zur sprachlichen Adaptation ist die häufigste Situation, in der Wörter aus dem Englischen entlehnt oder mithilfe einheimischer Wortmuster kreiert werden. Hier sind ein paar Beispiele aus neuerer Zeit:

(6) <i>pepa</i>	Papier, Brief
<i>pepa worli</i>	Schule
<i>mukamuka karndo</i>	Computer (< <i>mukamuka</i> 'Gehirn' und <i>karndo</i> 'Blitz')

Im Unterschied zum Englischen, das lediglich Wörter aus Aboriginesprachen entlehnte (Leitner 2000), veränderten die Aboriginesprachen unter dem Einfluss des Englischen ihre Struktur und die Grundregeln der Kommunikation massiv. Um ein Beispiel zu nennen, die Nyangumartasprache wird in einem Gebiet von Port Headland nach Norden bis Broome und landeinwärts bis Marble Bar in Westaustralien von etwa 700 Sprechern als *lingua franca* verwendet (Bucknall 1997). In Abschnitt 3 hatte ich

darauf hingewiesen, dass die Wortstellung an sich frei ist, was im Englischen nicht der Fall ist. Nyangumarta hat nun eine Wortstellung angenommen, die aus dem Englischen kommt: die bevorzugte Stellung ist nun, dass das Subjekt typischerweise vor dem Verb und dem Objekt steht:

(7) Mami-lu-pa	tait-lu	ka-nya-pulu-pulinya	kiriki-karti
Mummy-Subj.-and	daddy-Subj.	verb-past-those/2 nd Subj.-those. 2 nd Obj	creek-towards
Mummy and daddy,	those two,	took them (= those two)	to the creek
"Mutti und Pappi,	diese beiden,	nahmen sie (= jene zwei)	mit zum Fluß"

Das Subjekt steht vor dem Verb und der Zielangabe. Interessant ist, dass das Wort *kiriki* eine, unter dem Einfluss der Aboriginesprache modifizierte Form des Englischen Wortes *creek* ist. Anglizismen werden zunehmend häufiger, umgekehrt gibt es Wandel innerhalb der Möglichkeiten dieser Sprache, was auf die unterschiedlichen Kräftefelder hindeutet, die auf die Struktur der Sprachen einwirken—Fremdeinfluss und innersprachliche Anpassung zugleich. Das Ausmaß des Wandels wird noch deutlicher, wenn man sieht, dass die Wortfelder für Verwandtschaftsbeziehungen im Zuge der Verstädterung und dem Verlust der Stammes-hierarchien mit den in den Sprachen angelegten Hierarchien nicht mehr haltbar sind. Dieser Wandel ist am stärksten bei Kindern und jungen Sprechern, die diese Beziehungen und ihren sprachlichen Ausdruck nicht mehr lernen—er wird an sie nicht mehr weiter gegeben oder diese Beziehungen werden von vorneherein anders strukturiert. Ältere Sprecher wissen natürlich noch darum, sofern sie die traditionellen Sprachen noch sprechen, und verwenden—sagen wir —reinere Formen, deren Normen von den Jüngeren oft abgelehnt werden. Auch das schafft Generationskonflikte.

5. Pidgins, Kreolsprachen und Aboriginal English

Der Wechsel zum Englischen oder einer rudimentären Form desselben war die häufigste, wenn auch nicht die einzige Möglichkeit, nachdem den indigenen Sprachen der Boden entzogen und die Sprachvermittlungskette gebrochen war. Dieser Wechsel ist in der Regel nicht so geradlinig. Tench, der wissenschaftliche Begleiter der *Ersten Flotte*, beschreibt eine Szene, wie sich die Aborigines neue, unbekannte Tiere ansahen:

Wir haben niemals gesehen, ..., dass sie, abgesehen von Känguruhs und Hunden, irgendein Tier kennen. Was immer man ihnen zeigt, nennen sie Känguruh, abgesehen vom Hund... Bald nach unserer Ankunft in Port Jackson spazierte ich in der Nähe einiger Indianer, die einträchtig einige Schafe im Gepfertigten ansahen und immer wieder riefen sie 'Känguruh, Känguruh'. (meine Übers.; Tench, 1979:51, nach Troy 1993: 33)

Da die Bewohner das Wort Känguruh nicht kannten, nahmen sie an, es wäre ein Wort der Eindringlinge, obgleich es, wie wir wissen, von Captain Cook im Norden Queenslands aufgezeichnet wurde. Kommunikation mithilfe der sprachlichen Mittel der Anderen war problematisch, und Pfarrer Collins in Sydney bemerkte, dass

die Verwendung von Sprache eigentlich nicht in Frage [kommt], denn, während ich das schreibe, wird nichts als ein barbarisches Gemisch von Englisch und dem Dialekt von Port Jackson zwischen beiden Seiten gesprochen, wobei ich anfügen muss, dass die

Eingeborenen hier im Vorteil sind, denn sie verstehen so viel schneller, was wir sagen, als wir das von uns sagen können. (meine Übers.; nach Troy 1993: 41)

Die *Native Institution* in Parramatta, eine Art Schule, hatte 1814 begonnen, Aborigines zusammen mit Kindern der Siedler zu erziehen. Man war zufrieden, schreibt Troy:

Um 1817 konnten die Kinder die Bibel lesen und besuchten die Sonntagsschule... Im Jahr 1819 gewann eine 14-jährige Aborigine des ersten Preis der jährlichen Abschlussprüfung vor etwa 20 Aboriginekindern und etwa 100 Nichtaborignes. Macquarie [der Governor] war sehr zufrieden... Er glaubte, dass es durch Erziehung möglich wäre, die Arbeit der Aborigines auszubeuten. Sie waren eine Art Trumpf und sollten zu Mechanikern und Arbeitern werden, die 'nützliche' Rollen als 'niedere Glieder der Gesellschaft' einnehmen sollten. (meine Übers.; Troy 1990: 22f)

Sprachenlernen war für Kinder leichter. Dennoch wurden sie nicht zu den 'nützlichen Gliedern der Gesellschaft', die den Interessen der Kolonialmacht zu dienen bereit waren. Auch erwarben sie nicht das Englische der Muttersprachler, sondern etwas, das ihre Herkunft nicht verbergen konnte und das im Anfangsstadium als ein Pidgin bezeichnet wird. Im Laufe der Zeit haben sich verschiedene Formen des Englischen herausgeschält, wobei das Aboriginal English (AborE) die vorherrschende ist. Manche nennen es eine *rubbish language*, aber nicht, weil es vom muttersprachlichen Englisch abweicht, sondern weil es die *Sprache der Herrscher* ist. Mudrooroo, einer der bekanntesten indigenen Schriftsteller, beschreibt dieses Englisch und die Sprachsituation jedoch anders, ohne deshalb den Missionen weniger kritisch gegenüber zu stehen:

Als wir in diese Konzentrationslager gebracht wurden, die man Reserve oder Missionen nennt, mussten wir, die der vielen Sprachen, Englisch lernen, um miteinander und mit denen über uns reden zu können. Aber das Englisch, das wir lernten unterschied sich von der Sprache, die sie sprachen, und es blieb bis heute eine andere Form. (meine Übers.; 1995:57)

Lake Tyers, die Mission, die ich oben beschrieb, war ein fruchtbare Boden für das Entstehen dieses Englisch, teils zwangsläufig, teils unter Zwang. Es ist das AborE, mit dem die Aborigines am ehesten zu Hause sind. Es enthält Wörter aus Aboriginesprachen und variiert zwischen zwei Extremen, dem Pidgin und dem AusE der Mehrheit. Dazu nun einige Beispiele. Das erste kommt aus einer autobiografischen Kindergeschichte der Autorin Glenyse Ward, in der sie erzählt, wie sie als Kinder zusammengepfercht im Bett lagen und sich Geistergeschichten erzählten. Hier geht es darum, dass beim Kochen Mehl fehlte und Clinton zum Onkel gehen und Geld holen sollte. Er kam aber nicht zurück:

(8) Bella continued her story.

"One day Mum ran out of flour to make damper. 'Clinton', she said, 'go down to Uncle Clive's camp and ask him for a couple of bob. He should have it because he done all that work for *wadjala*.'

"Clinton never came back *all day*," said Bella. Their mother had told them he met a *yorga*, whom he was *mardong* for, so he forgot about the bag of flour. We didn't know what Bella meant by *mardong*. We knew that *yorgas* were girls.

"What's mardong?"

"Tell Sprattie what it means, Nicky, you should know what mardong means. Who's that pretty kid you met at Boolaring pool [sie kamen von diesem Ort]?"

Nicky went shame. (Ward 1991:65)

[Bella fuhr mit der Geschichte fort. "Eines Tages ging Mutter das Mehl aus, als sie Buschbrot machen wollte. 'Clinton', sagte sie, 'geh zu Onkel Clives Camp und bitte ihn um ein paar Dollar. Er müsste welche haben, denn er hat die ganze Zeit für den Weißen (*wadjala*) gearbeitet.' ... "Clinton kam den ganzen Tag nicht zurück", sagte Bella. Ihre Mutter hatte ihnen gesagt, er hätte ein Mädchen (*yorga*) getroffen, für die er *mardong* (?) war, und hatte das Mehl vergessen. Wir wussten nicht, was Bella mit *mardong* meinte. Wir wussten, dass *yorgas* Mädchen waren. "Was heißt *mardong*?" "Sag' Sprattie, was es heißt, Nicky, Du musst doch wissen, was *mardong* heißt. Wer war das hübsche Kind, das Du am Boolaring Pool getroffen hast?" Nicky war zutiefst beschämmt.]

Hier finden sich Merkmale, die es schwer machen, den Text zu übersetzen—*mardong* etwa. Aber es gibt auch Merkmale, die man vom Nichtstandardenglischen her kennt, etwa *never* zur Verneinung (es heißt hier nicht 'niemals'). *Wadjalas* von 'white fellas' für 'Weiße' kommt aus dem Pidginenglisch, *yorga* und *mardong* aus Aboriginesprachen; sie sind auch im AborE üblich.

Das nächste Beispiel stammt aus *The Flinders Island Weekly Chronicle*, 28. September 1837, einer Zeitung, die von Aborigines in Südaustralien herausgegeben wurde:

The Natives people his learning about God and learning to read and learning about Jesus Christ and the way that we should go to heaven when we dies and if we be bad men we will go down into everlasting burnings. It is better for us to Look [Seek?] after God and he will take us up to heaven were we can enjoy happiness. For it is good for us to look out for him now then is time for us to got to hell hereafter always singing in heaven no hungeree no thirst we will have every thing that is good in heaven...

[Die Eingeborenen Leute lernen über Gott und lernen lesen und lernen über Jesus Christus und den Weg, den wir gehen sollten, damit wir in den Himmel kommen, wenn wir sterben und, wenn wir böse Menschen sind wir gehen hinab in das ewige Feuer. Es ist besser für uns zu schauen nach Gott und er wird uns hinauf in den Himmel nehmen, wo wir glücklich sind. Denn es ist gut für uns, nach ihm zu schauen, denn es kommt die Zeit, das wir in die Hölle kommen, immer im Himmel singen, keinen Hunger, keinen Durst haben, wir werden alles haben im Himmel...]

Auch hier sehen wir nichtstandardsprachliche Formen, wie *we dies* 'wir sterben', aber mehr noch solche, die das unvollkommene Englisch von Lernern repräsentieren—*his learning* 'is learning' oder 'are learning', *no hungeree* 'not hungry'. Zum Schluss ein Ausschnitt aus Mudrooroo's Roman *Doin wildcat* (1988), der mit einem Schriftsystem experimentiert, das näher an der Aussprache des AborE ist. Es geht um ein Filmskript, das ein Aborigine verfasst hat und ein schwäizeramerikanischer Regisseur verfilmt. Die Details erspare ich mir und zitiere, wie der Autor des Skriptes den Drehort, sein damaliges Gefängnis, beschreibt:

(9) So now I've-come back for a last few days. A week at the most, do it standin on me ead, but I feel all the scars of those other days ache in me memory—that first long walk from the waggon into the receival centre where they stripped yuh, an washed yuh down with stinkin soap... What were yuh? Nuthin mate! Nuthin bradda! Nothin Kuda! A shit-scared eap of shiverin flesh.

[So, jetzt kam für die letzten beiden Tage. Eine Woche höchstens, das mache ich, und wenn ich ich auf dem Kopf stehe, aber ich merke, wie die die Wunden jener Tage in meinem Kopf schmerzen—der erste lange Gang vom Bahnwagon zur Empfangshalle, wo sie einen auszogen, wuschen mit einer stinkenden Seife... Wer warst du denn? Ein Nichts, mein Freund! Ein Nichts, Bruder! Ein Nichts, ??? Ein scheißängstlicher Haufen zitterndes Fleisches.]

Auch wenn man nicht alle Subtilitäten erkennt, ist es wichtig, auf *mate* 'Kumpel', *bradda* 'Bruder, Aborigine' und *kuda* 'Bruder' aufmerksam zu machen. Sie belegen die verschiedenen Kräfte, die auf das heutige AborE einwirken. Die Aborigines internationalisieren sich eben auch sprachlich, nicht nur politisch und kulturell—and das sieht man daran, dass der Begriff *Aborigine* durch solche, die den Aboriginesprachen entlehnt sind, ersetzt wird. Die Praxis stammt aus dem Amerikanischen und ist in Australien akzeptiert. Auch *bradda* ist aus dem schwäizeramerikanischen Englisch, während *kuda* aus den indigenen Sprachen kommt.

Es ist eine logische Folge dieses Wandels, dass das AborE heute als Dialekt des AusE definiert wird, der regionaler und sozialer Herkunft Natur ist, und der den Anliegen seiner Sprecher entspricht. Manche Aborigines, wie auch Mudrooroo, halten AborE für eine Reaktion auf die Invasion der Weißen, eine *Geheimwaffe* gegen die Nachfolger der Kolonisatoren. Das AborE hat daher in mehrfacher Hinsicht eine Zwischenposition: aus histo-rischer Sicht spiegelt es das Lernverhalten der Aborigines und den Einfluss der sozialen Gruppen der Siedler ersetzt wird, die bei der Vermittlung des Englischen prägend waren. Aus heutiger Sicht reflektiert es den unterschiedlich starken und gewollten Einfluss der traditionellen Sprachen und Kulturen.

Darauf will ich nun zu sprechen kommen, und ein Thema fortführen, das ich oben begonnen habe: Kontinuität im Wandel. Ich will das Thema anhand des Fortbestandes von Kommunikationsmustern traditioneller Sprachen im Gewand des AborE weiterführen. Und das an Beispielen, wo diese Sprachen selbst nicht mehr gesprochen werden. Zahlreiche Linguisten haben argumentiert, dass das, was im Jargon *Pragmatik* heißt und die Abhängigkeit des Sprachverhaltens von der jeweiligen Situation, den Teilnehmern und anderen Faktoren meint, langlebiger sein kann als die Sprachen selbst. Malcolm, einer der Experten auf diesem Gebiet, meint, dass "konzeptuelle Strukturen oder Schemata, die tief sitzende historisch bedingte, kulturelle Erfahrungskontexte der Aborigines reflektieren, in die Diskursmuster der Sprecher des Aboriginal English eingehen" (2000:5). Am deutlichsten wird das, nicht ganz überraschend, im pädagogischen Bereich, und es wurde in erster Linie anhand von Erzählungen von Kindern—aber nicht nur von Kindern—unter-sucht. Ausgangspunkt für entsprechende Studien war die Beobachtung, dass Aborigine-kinder überaus schwer zu unterrichten sind und selbst gutmütigen Lehrern unzugänglich erscheinen. Eine Episode aus Neville Greens *Desert school* (1983) mag verdeutlichen, was damit gemeint ist:

Die routinemäßigen Kopfaufgaben im Rechnen in der Klasse wurden zu einem abgehobenen Monolog, während dessen die Kinder da saßen und mich still anstarnten. Mündliche Übungen, die die ganze Klasse einbezogen wurden eher hingenommen und gelegentlich, etwa bei Schulbeginn am Morgen, sang die ganze Klasse die Lieder oder Kinderreime—natürlich die europäischen, an die wir uns erinnerten. *We (wir)* war das

auslösende Wort. Wenn ich vor der Klasse stand und 'eins, zwei' zählte und erwartete, dass die Klasse weiter mache, geschah nichts. Ich musste ich mich auch auf Aufzeichnungen früherer Lehrer halten, um zu wissen, welche Lieder die Kinder kennen könnten, denn kein Kind würde auch nur einen Titel deutlicher als mit einem einmaligen Gemurmel nennen. Damals konnte ich das nicht verstehen. (meine Übers.; 1983:42)

Sie fragt sich, was sie falsch macht und findet langsam eine Lösung, die uns nicht außer-gewöhnlich erscheinen mag. Sie gibt die Rolle der Lehrerin auf, erzählt von sich. Die Part-nerrolle ist besser, aber es geht um etwas anderes. Ein Hauptproblem im Unterricht ist die Vereinzelung des Lerners, der traditionell Teil einer Gruppe ist. Hinzu kommt, dass das Verständnis der Kinder dadurch blockiert wird, dass Weiße nicht verstehen, was sie meinen, ohne dass sie es darauf anlegen, missverstanden zu werden, wie auch umgekehrt nicht. Green selbst gibt einige Hinweise, wenn sie das sie selbst einschließende 'aus-lösende' *'Wir'* nennt und sagt, dass Kinder einzeln nicht reagieren, aber als Gruppe.

Aboriginekinder haben eine andere Lernkultur. Lernen geschah nie formell in einer Schule oder, sagen wir, in einem Lernkreis. Es geschah durch gemeinsames Beobachten, Nachmachen, dem Mitmachen der Älteren. Einzelübungen gab es nicht. In Glenyse Wards Geschichte heißt es, "Nicky went shame" als sie von der Gruppe isoliert und mit einer Aufforderung konfrontiert wurde. Sie fühlte sich 'stark beschämt', was den Begriff des *'shame'* nur recht vage wiedergibt. *'Shame'* ist ein Gefühl, das entsteht, wenn man vereinzelt ist. Daher ist das 'miteinander Teilen' entscheidend, worauf ich schon beim Fragen oben hingewiesen habe. Die Gefahr des *'shame'* wurde noch größer, als die Behörden, aus welchem Vorurteil heraus auch immer, Lehrer anwiesen, Aboriginesprachen im Unterricht auch als Hilfsmittel zu unterbinden:

Selbst diese erbärmlich wenigen Hilfsmittel konnten im Klassenzimmer nur bei großem *'Wegsehen'* verwendet werden, denn Unterricht durfte, den staatlichen Anordnungen entsprechend, ausschließlich in Englisch gegeben werden, Lehrer wurden vom Erziehungsministerium angewiesen, die Stammessprache zu unterbinden. (meine Übers.; 1983:39)

Gleichwohl, Kommunikationsmuster blieben bestehen, die Kultur lebt in den angenommenen Sprachen weiter und drückt sich durch an sich harmlose Wörter wie *'shame', 'goffeel shame'* aus. Es gibt andere, verdecktere Bereiche, die einem entgehen, wenn man dieses untergründige Fortleben von Kultur nicht für möglich hält. Geschichten von Schulkindern werden oft als unverständlich abgewertet, da sie nicht den Erwartungen der Lehrer entsprechen, wenn sie etwa zu sehr die zeitliche Reihenfolge der Ereignisse erkennen lassen, Erlebnisse nicht bündeln oder werten. Diesem Thema hat sich Malcolm mit seinen Mitarbeitern gewidmet und gefunden, dass Geschichten der Logik der Aboriginesprachen und -kultur folgen. Hier ein Beispiel:

(10) *Hunting an emu*

- | | | |
|---|----------------------------------|----------------------------------|
| 1 | mán wánt húnting | der Mann wollte jagen |
| 2 | an e sawn a track | und er sah eine Spur |
| 3 | an e followed to <u>ees hole</u> | und er folgte bis zu seinem Loch |
| 4 | an e found that hole | und er fand das Loch |

- | | | |
|------------------------------------|---|---|
| 5 | e digged it | und er grub darin |
| 6 | an digged it | und grub darin |
| 7 | an e trying pullin de gundi | und er versuchte, [es] aus dem Unterschlupf (<i>gundy</i>) herauszuziehen |
| 8 | but e went to go karl [=call] ees wife | aber er ging, um seine Frau zu rufen |
| 9 | an | und |
| Q.: Was hat er seiner Frau gesagt? | | |
| 10 | but e come ere.. our granddad | aber er kam her, und Großvater |
| 11 | goanna an [??] da | <i>goanna</i> und das |
| 12 | an uw <u>wurduna</u> [=pulling] | und ah zog (<i>wurduna</i>) |
| 13 | and a <u>burruna</u> [??] | und er [??] (<i>burruna</i>) |
| 14 | | |
| 15 | I found that goanna | ich fand die Echse (<i>goanna</i>) |
| 16 | An de girl was pullin and pullin n pullin | und das Mädchen zog und zog und zog |
| 17 | An de girl went look for [Wort fehlt] | und das Mädchen schaute nach [?] |
| Q: Was hat er gefunden? | | |
| 18 | <u>Jungurna</u> [jarnkurna = emu] | das/ein Emu |

Diese Jagdgeschichte folgt dem Muster der relativen zeitlichen Abfolge der Ereignisse, ohne komplexe Erzählstrukturen aufzubauen. Sie beginnt mit der Intention des Vaters und einer Sequenz von Jagdhandlungen, ehe Schwierigkeiten auftauchen und der Vater seine Frau ruft; es kommt aber der Großvater, und die Jagd wird erfolgreich als Gemeinschaftshandlung beendet. Die Geschichte enthält zahlreiche Wörter aus Aborigine-sprachen. Auch wenn diese Geschichte unauffällig scheint, zeigt die Analyse von vielen Geschichten, dass solche Strukturen häufig sind. Malcolm/Rochecouste (2000) haben argumentiert, dass diese Erzählformen typisch für das mündliche Erzählen der Aborigines sind. Sie sprechen von *transkulturellen* Texten, die im Unterricht aufgegriffen werden sollten, um die kulturelle Herkunft Kinder anzuerkennen:

Die Aborigines sind Erben einer reichen, mündlich überlieferten Kultur. Die Sprechfähigkeiten, die ihnen als Kinder vermittelt werden umfassen spiegeln die Kultur der Aborigines wieder, statten sie aber auch aus mit den Mitteln, sie zu erhalten. Diese Fertigkeiten sind für viele Kinder das erste Mittel, um mit ihren Erfahrungen und Wissen umzugehen, sie sind für das Lernen grundlegend. Und dennoch werden diese mündlichen Fertigkeiten in der Regel im Erziehungswesen nicht aufgegriffen. (meine Übers.; Malcolm/Rochecouste 2000)

Es kommt hinzu, dass es aufgrund des wechselseitigen Wissens um den jeweiligen Erzähltyp nicht erforderlich ist, gewisse Dinge zu erläutern, die nur Fremden unzugänglich wären. Das gilt z. B. für *'ees hole'* (Zeile 3), das sich auf den Unterschlupf des dort lebenden Emu bezieht, was der naive Hörer nicht wissen kann. Es bleibt ungesagt, was offensichtlich ist. Hier hakt nun das Schulwesen ein, denn es fordert die Explizität bis ins kleinste Detail. Man könnte eine Parallelie mit der Malerei ziehen, bei der Uneingeweihte oft nur die Oberfläche, Eingeweihte die dahinter liegende Geschichte, die Dynamik, die Bewegung sehen. Die Struktur solcher Jagdgeschichten verletzt zwar die Norm der Schule, spiegelt aber die Aboriginekultur wieder. Man erkennt erneut das 'Teilen', das *'sharing'*, das gemeinsame Wissen. Wenn solche Geschichten abgelehnt werden, kommt das der Zurückweisung des Kindes

selbst gleich, was mehr ist, als wenn eine Geschichte eines weißen Kindes als unzureichend komplex abgelehnt wird.

6. Die politische Dimension: zu einer neuen Sprachökologie?

Die Zerstörung der uralten Sprachökologie ist die gravierendste Ergebnis des Kontaktes. Sprachverlust, Sprachwechsel, die Anpassung verbliebener Sprachen an die Strukturen des Englischen, die Entwicklung von sog. Kontaktssprachen waren sekundäre Folgen. Aber es blieben auch Sprachen, wenn auch in veränderter Form und meist im Zentrum und Norden, erhalten. Das ergibt einen Spannungsbogen zwischen traditionellen Sprachen, Kontaktssprachen und dem Englischen, wobei das AborE eine ambivalente Position zwischen den Kontaktssprachen und dem Englischen inne hat. Dieser Spannungsbogen hat eine politische Dimension, geht es doch darum, wo die sprachpolitischen Prioritäten zu setzen sind. Was soll gefördert werden—das landesweite AborE, die Kreolsprachen im Norden, die indigenen Sprachen, dort wo sie erhalten blieben oder auch dort, wo sie verloren sind? Oder soll man letztlich den Wechsel zum Englischen der Hauptgesellschaft forcieren und Bilingualismus lediglich tolerieren?

Diese politische Dimension wurde in einem gesellschaftspolitischen Umfeld der 60er Jahre virulent, in dem sich die Aborigines durch Lobbygruppen artikulieren konnten und eine wachsende Zahl einer zweiten Generation nichtenglischsprachiger Einwanderer erlebte. Der Multikulturalismus als dominantes Selbstbildnis Australiens beförderte natürlich auch die Forderung nach Anerkennung der Sprachenrechte, der *language rights*. Eine starke Fraktion aus Betroffenen, Lobbygruppen der Einwanderer, Sprachlehrern, Wissenschaftlern, und Aborigines forderte eine Sprachpolitik, deren Ziel es sein sollte, die gesellschaftliche Stellung aller Sprachen im öffentlichen Raum und Erziehungswesen zu bestimmen und dafür Sorge zu tragen, dass die dann abgeleiteten Maßnahmen wie auch ihre Finanzierung sicher gestellt würden. Sprachpolitik und Implementation waren die beherrschenden Themen bis in die 1980er Jahre. Die Sprachpolitik, ein Novum für ein anglophones Land, versuchte eine Balance zu schaffen zwischen den Bedürfnissen der nicht-englischsprachigen Bevölkerung und den nationalen Interessen in einer Situation, die durch die Hinwendung zu Asien gekennzeichnet war. Die Sprachen der Aborigines wurden so Teil einer nationalen Sprachdebatte und Teil der Aussöhnungs- und der Landrechtsdebatte. In dieser, durchaus widersprüchlichen Situation wurden sie zunächst stark gefördert, sie sollten auf Dauer erhalten, ja wieder belebt werden. In jüngerer Zeit wurden jedoch diese Maßnahmen wieder gestoppt.

Um die Opposition zwischen den Extremen, den traditionellen Sprachen und dem Englischen, zu verstehen, ist es sinnvoll, sich der demographischen Situation der Sprachen der Aborigines heute zu vergewissern. Wie stark ist die Position der Sprachen, die noch gesprochen werden? Die Verteilung der Sprachen in Tindales (1974) Karte (vgl. auch Rumsay 1993:194) lässt Ausmaß des Verlustes im Vergleich mit der heutigen Lage erkennen. Im gesamten Süden des Kontinentes gibt es keine traditionelle Sprache mehr, wenn auch einige Sprecher die eine oder andere noch teilweise kennen. Sie sind nicht völlig verloren, können noch dokumentiert werden,

wobei den Schriften der Missionare, auf die ich oben zu sprechen kam, eine entscheidende Rolle zu kommt, denn sie sind oft das Einzige, auf das man zurückgreifen kann. Im Unterschied zum Süden, gibt es im Zentrum und Norden Sprachen, die hinreichend intakt sind, aber auch dort hat sich ihre Situation radikal verändert. Das Australische Büro für Statistik erhebt seit 1996 Daten über den Erhalt von ca. 50 Einzelsprachen. Die Daten aus dem Zensus von 2001 zeigen (ABS 2002), dass insgesamt um die 50.000 Aborigines eine traditionelle Sprache sprechen, was einen Zuwachs im Vergleich zu 1996 markiert, dass es aber auch recht große und sehr kleine Sprachen gibt, wie die folgende Tabelle zeigt:

Sprache	anderer Name	Sprecherzahl
Central Australian	[Sammelbegriff]	4068
Pitjantjatara		2963
Warlpiri		2937
Dhuwal-Dhuwala		1387
Alyawarr	Alyawarra	1373
Anindilyakawa		1311
Kalaw Lagaw Ya	Kalaw Kawa Ya	816
Jaru	Djaru	575
Gugu Yalanji		207
Adnymathanha	Yura Ngawala	111
Karwa	Garwa, Garawa	91
Ngangkikurungurr		65
Dhaangu		11

Tabelle 4: Ausgewählte Sprachen mit Sprecherzahl (Zensus von 2001, ABS 2002)

Die vorkoloniale Sprachökologie ist unwiederbringlich zerstört. Nur eine wachsende Minorität ist in der Lage, die traditionellen Sprachen zu nutzen. Ist es daher sinnvoll, so mag man fragen, eine neue, eigene Ökologie der Aborigines zu schaffen, die sie einschließt? Wie sollte sie aussehen? Es gibt doch den erfolgreichen Versuch, Identität sprachlich in und mit Hilfe des Englischen auszudrücken, etwas aus traditionellen Sprachen und Kulturen in die neue Welt hinüber zu retten, zu erhalten. Die Bildung regionaler Identitäten, die sich mit neuen Namen für Aborigines verbinden oder Erzählmuster sind Belege dafür.³ Kommunikative und kulturelle Grundmuster leben unterschwellig fort. Selbst die verbliebenen traditionellen Sprachen passen sich an, ändern Strukturen und Lexik. Das AborE bietet die Möglichkeit der eigenen Identität und Abgrenzung zugleich. Sprachverlust ist also keineswegs gleich zu setzen mit Kulturverlust. Worin würde also eine eigenständige Rolle der traditionellen Sprachen bestehen? Wer sich dieser Frage widmet, was viele Einrichtungen der Aborigines tun, steht vor großen Problemen: Lösungswege werden nie konfliktfrei sein, Einzelne und Gruppen werden unterschiedlicher Ansicht sein, und die Debatten sind nicht isoliert von der Gesamtgesellschaft zu führen. Sprache ist

³ Um nur ein paar Beispiele zu nennen. *Koori(e)* bezeichnet Aborigines im Südosten, bes. in Victoria, *Murrie* wird in großen Teilen Queenslands, *Nyungar* im Südwesten Westaustraliens und *Yolngu* in nordöstlichen Arnhemland verwendet. Es gibt ortsgebundene Namen, etwa *Mujitjula* für die community um Uluru.

ein öffentliches Thema, das weit über den Kreis der indigenen Australier oder anderer Sprachgruppen hinausgeht. Das Thema hat zudem, wie schon erwähnt, eine noch größere Bedeutung erlangt, nachdem die Landrechtsbewegung den Nachweis des Bezuges zu einem Landstrich oft nur über die Tradition mit einer Sprache lösen kann. Und das Scheitern zahlreicher Streitfälle hat das Bewusstsein der Sprachzugehörigkeit zumindest weiter verstärkt.

Die Bildung einer neuen Sprachökologie, die die traditionellen Sprachen aufgreift und stärkt und Teil einer gesamtaustralischen Sprachökologie ist, erfordert daher mehr als Anstrengungen von Politik, Kirchen, u.a. Institutionen. Die Politik dürfte sogar das schwächste Glied heute sein. Daher sind es zu aller erst die Sprachgemeinschaften selbst, die gefragt sind, Kommunikationskontakte für diese Sprachen zu schaffen, sie bewusst den Bedürfnissen anzupassen, sie an die nächste Generation weiter zu geben. Dort, wo sie verloren sind, verloren geglaubt oder nur eingeschränkt gangbar sind, ist Rekonstruktion oder Dokumentation denkbar, um das gesellschaftliche Vermächtnis, zumindest das Gedächtnis daran zu erhalten und zu fördern. Dieser Weg wird in Australien, teils mit Erfolg, beschritten, und man wird interessiert sein, wie es weiter geht.

Literatur

- Australian Bureau of Statistics, 2002. *2001 Census. Basic community profile and snapshot*. Australian Bureau of Statistics, Canberra.
- Bucknall, Gwen, 1997. Nyangumarta: Alive and adapting, *Australian Review of Applied Linguistics (ARAL)* 20(1), 43-56.
- Dixon, R.W., 1980. *The languages of Australia*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dixon, R.W., Barry Blake, 1991. *Handbook of Australian languages. Introductory chapters to volume 1 and 4*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fesl, Eve, 1994. *Conned!* St. Lucia, Qld.: University of Queensland Press. Fremantle: Arts Centre Press. I-XII
- Fishman, Joshua, ed., 2000. *Reversing language shift: RLS theory and practice revisited*. Dallas: SIL International.
- Green, Neville, 1983. *Desert school*. South Fremantle, WA: Fremantle Arts Centre Press.
- Kenny, J., 1995. *Before the First Fleet. Europeans in Australia 1606-1777*. Kenthurst, N.S.W.: Kangaroo Press.
- Leitner, Gerhard, 2000. Der Beitrag der Sprachen der Aborigines für das australische Englisch, in: Rudolf Bader, Hsg., *Australien auf dem Weg ins 21. Jahrhundert*. Tübingen: Stauffenburg Verlag. 2000, 47-70.
- Leitner, Gerhard, 2004. *Australia's many voices. Ethnic Englishes, Indigenous and migrant languages. Policy and education*. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Malcolm, Ian, 2001. *Aboriginal English genres in Perth*. Edith-Cowan University, Perth.
- Malcolm, Ian, Judith Rochecoste, 2000. Event and story schemas in Australian Aboriginal English discourse, *English Worldwide* 21(2). 216-289.
- Mattingley, Christobel, ed., 1992. *Survival in our own land. 'Aboriginal' experiences in 'South Australia' since 1836, told by Nungas and others*, Sydney: Hoddon and Stoughton.

- Mudrooroo Narogin 1995. *Us Mob. History, culture, struggle: An introduction to indigenous Australia*. Sydney: Angus and Robertson.
- Mudrooroo Narogin, 1988. *Doin wildcat*. A novel Koori script as constructed by Mudrooroo Narogin. South Yarra: Hyland House.
- Rumsey, Alan, 1993. Language and territoriality in Aboriginal Australia, in: SSABSA, 1996. *Australia's indigenous languages*. SSABSA: Wayville, SA
- Senior Secondary Assessment Board of South Australia, 1996. *Australia's Aboriginal languages*. Canberra: Commonwealth of Australia. [abbrev. SSABSA]
- Sutton, Peter, 2003. *Native Title in Australia. An ethnographic study*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tindale, Norman, 1974. Tribale boundaries map, http://www.samuseum.sa.gov.au/tindale_boundaries_intro.htm.
- Troy, Jakelin, 1990. Australian Aboriginal contact with the English language in New South Wales; 1788-1845. Australian National University, Canberra.
- Troy, Jakelin, 1993. Language contact in early colonial New South Wales 1788 to 1791, in: Michael Walsh, Colin Yallop, eds, *Language and culture in Aboriginal Australia*. Canberra: Aboriginal Studies Press. 35-50.
- Ward, Glenyse, 1991. *Unna you fullas*. Broome: Magabala Books.

Die australische Automobilindustrie und ihre Zukunftsaussichten

Christian Weih (Bamberg)

Einleitung

Obwohl Australien eine relativ kleine und industriell wenig entwickelte Volkswirtschaft ist, leistet man sich doch seit mehr als einem halben Jahrhundert eine eigene Automobilproduktion im Lande. Der Standort Australien ist dabei weniger auf gesunde wirtschaftliche Prozesse zurückzuführen als vielmehr auf staatliche Interventionen und Protektionismus. Hohe Zollschränke, Importverbote, *local content* – Programme sowie direkte und indirekte staatliche Beihilfen schotteten die Industrie nicht nur gegen ausländische Konkurrenz und die Kräfte des globalen Wettbewerbs ab, sondern bewegten auch ausländische Automobilunternehmen zur Errichtung eigener Produktionsstätten. Die Nachteile des Systems staatlicher Unterstützung wurden jedoch sehr bald offensichtlich. Zu viele Automobilproduzenten waren durch die protektionistischen Maßnahmen ins Land gelockt worden und mussten sich nun den relativ kleinen Binnenmarkt teilen. Dieser wiederum machte das Erzielen von Skaleneffekten in der Produktion unmöglich. Darüber hinaus führte die relative Sicherheit vor ausländischer Konkurrenz zu mangelnder Innovation und Nichtberücksichtigung von Kundeninteressen, der technologische und qualitative Abstand zum Ausland wuchs stetig an. Australische Konsumenten mussten überhöhte Preise für lokal produzierte Automobile bezahlen, Importzölle und sonstige staatliche Auflagen verteuerten zudem Importfahrzeuge. Ein wirtschaftspolitisches Umdenken erfolgte erst zu Beginn der 80er Jahre, in dessen Folge der so genannte „Button Plan“ für die Automobilindustrie verabschiedet wurde. Die Maßnahmen dieses Plans umfassten unter anderem eine stufenweise Senkung der Schutzzölle, die zu diesem Zeitpunkt 57,5% betragen, staatliche Anreize für den Export von Fahrzeugen und deren Komponenten sowie die Abschaffung des Systems der Importquotierung. Strafen für kleine Produktionslinien sollten die Industrie darüber hinaus zur Konsolidierung der lokal gefertigten Modellpalette bewegen. Dieses Programm führte anfangs zwar zu einer tiefen Krise der Branche, sollte jedoch einen entscheidenden Beitrag dazu leisten, sie wieder an die Bedingungen des Weltmarktes heranzuführen.

Im Augenblick operieren vier multinationale Automobilhersteller im Lande, welche fünf Fahrzeugmodelle lokal fertigen. Es handelt sich hierbei um General Motors Holden (GMH), Ford Australia, Toyota Australia und Mitsubishi Motors Australia. Diese Unternehmen produzierten im Jahre 2001 zusammen 347.174 PKW, von denen zwei Drittel auf dem lokalen Markt verkauft wurden. Die Übrigen gingen in den Export. Darüber hinaus fertigen GMH und Mitsubishi Motoren für den Export in andere Werke der Mutterkonzerne. Zu den vier Automobilproduzenten gesellen sich um die 250 Zulieferbetriebe, die sich zu einem Großteil ebenfalls in der Hand

internationaler Unternehmen befinden. Insgesamt sind bei den Automobilproduzenten und Zulieferunternehmen ca. 54.000 Menschen beschäftigt (DITR 2002: 32). Die Schwerpunkte der Industrie finden sich in South Australia und Victoria.

2002 stellte für die australische Automobilindustrie ein Rekordjahr dar. Die Australier kauften insgesamt 824.309 Fahrzeuge, davon 540.240 PKW (FCAI 2003). Damit waren in diesem Jahr 12,8 Millionen Fahrzeuge, inklusive Motorrädern, in Australien registriert, was bedeutet, dass auf eintausend Einwohner 652 Fahrzeuge kamen (Australian Bureau of Statistics) und Australien damit zu den am meisten motorisierten Nationen der Welt gehört. Zum Vergleich kamen in der Bundesrepublik Deutschland 2002 auf eintausend Einwohner 583 Fahrzeuge (VDA 2002: 52).

Zukunftsaussichten

Was ihre Zukunftsaussichten betrifft, so ist die australische Automobilindustrie momentan gut aufgestellt, da sie es geschafft hat, ihre historisch gewachsenen Schwachpunkte zu einem Großteil zu überwinden. In den letzten 20 Jahren ist es ihr gelungen, sich von einem nationalen Sorgenkind zu einem wirtschaftlich weitgehend rentablen und erfolgreichen Industriezweig zu entwickeln. Sie hat in allen Bereichen aufgeholt, von der Steigerung der Auslastung der Anlagen und damit dem Erzielen von Skaleneffekten, der Konsolidierung der lokal gefertigten Produktpalette, bis hin zur Etablierung als Technologieführer in einigen Bereichen. Den entscheidenden Anteil an dieser Entwicklung hatten hierbei zweifelsohne die Maßnahmen der Bundesregierung in den vergangenen Jahrzehnten, welche maßgeblich zur Verbesserung der Wettbewerbssituation der Unternehmen beigetragen haben. Durch den schrittweisen Abbau der Schutzzölle und anderer Formen des Protektionismus wurden die Unternehmen endlich gezwungen, sich den Anforderungen des internationalen Wettbewerbs zu stellen und Veränderungen einzuleiten. Gleichzeitig wurden durch gezielte Unterstützungsmaßnahmen die negativen Folgen des Eintritts in den globalen Wettbewerb abgedämpft.

Die australischen Automobilbauer werden in den von ihnen bedienten Segmenten durch die stetig steigende Zahl von importierten Fahrzeugen nicht bedroht. Im gesamten Segment der Mittelklasse, in dem Toyota den lokal produzierten Camry 4 bzw. Apollo 4 anbietet, lag der Anteil Toyotas an neu verkauften Fahrzeugen im Jahr 2001 bei 47,7%. Dies ist im Vergleich zu davor liegenden Jahren zwar ein leichter Rückgang, welcher aber durch den Produktionsstop einiger lokaler Modelle erklärt werden kann. Im Bereich der oberen Mittelklasse ist die Dominanz der lokalen Produkte noch gravierender. 96,5% der 2001 in dieser Klasse verkauften Fahrzeuge wurden in Australien gefertigt (DITR 2002: 15). Dies stellt zwar ebenfalls eine leichte Verschlechterung dar, die Dominanz der lokalen Autobauer bleibt damit jedoch ungebrochen. Die australische Automobilindustrie muss aus diesem Grund die ständig steigende Zahl von importierten Fahrzeugen nicht fürchten, kommen diese doch hauptsächlich aus Fahrzeugsegmenten, die von den lokal operierenden Unternehmen nicht bedient werden. Allradfahrzeuge und Kleinwagen werden ausnahmslos importiert. Sportwagen, Luxusmodelle und Prestigefahrzeuge kommen zu fast 90% aus dem Ausland.

Des Weiteren ist die Anzahl der exportierten Produkte, sowohl an Fahrzeugen als auch an Fahrzeugkomponenten, in den letzten Jahren fast kontinuierlich angestiegen, was auf eine wachsende Akzeptanz und Wettbewerbsfähigkeit der australischen Produkte auf dem Weltmarkt schließen lässt. Zum anderen ist es auch ein Zeichen dafür, dass die international operierenden Mutterkonzerne ihre australischen Töchter verstärkt in ihr globales Produktkonzept integrieren. Beispiel hierfür ist das „Global Car Concept“ von General Motors.

Ein weiteres Indiz für die positiven Zukunftsaussichten der australischen Automobilindustrie ist die Tatsache, dass sämtliche im Land tätigen Automobilbauer in den letzten Jahren starke finanzielle Zuwendungen von ihren Mutterkonzernen erhalten, bzw. selbst große Summen investiert haben und dieses Geld unter anderem in neue Produktionsanlagen gesteckt haben. So baute Toyota 1993 ein neues Werk in Melbourne und kündigte darüber hinaus im Juni 2003 die Einrichtung eines globalen Forschungs- und Entwicklungszentrums an. Mitsubishi und Holden wollen ebenfalls größere Summen in ihre Standorte investieren.

Staatliche Unterstützungsmaßnahmen, namentlich das Festhalten am *Automotive Competitiveness and Investment Scheme*, stellen einen wichtigen Beitrag für die Zukunft der Branche dar. Dieses mit den Automobilunternehmen und der Zuliefererindustrie ausgehandelte Unterstützungspaket soll die Senkung der Schutzzölle abmildern und die Industrie wettbewerbsfähiger machen.

Ein ebenfalls positives Zeichen ist die sich kontinuierlich verbessерnde Produktivität und Qualität. Die Anzahl der gefertigten Fahrzeuge sowie der durchschnittliche Produktionswert pro Beschäftigtem sind in den letzten Jahren stetig gestiegen (DITR 2002: 15). Als Beispiel hierfür kann GMH angeführt werden: „Average production rates have risen from 392 vehicles per day in 1997 to 620 per day currently in 2002.“ (GMH: S. 15). Darüber hinaus hat die Anzahl der aufgetretenen Produktionsmängel bei australischen Fabrikaten stetig abgenommen (DITR 2002: 15).

All diese positiven Entwicklungen sollten die negativen Punkte jedoch nicht verdecken. Auf der nationalen Ebene ist die Industrie darauf angewiesen, dass die Nachfrage nach den lokal produzierten Modellen bestehen bleibt oder zumindest nicht signifikant einbricht. Ein Problem ist hierbei die Konzentration der Produktion auf den Bereich der oberen Mittelklasse. Wie bereits angemerkt haben die lokal produzierten Produkte in diesem Segment einen überwältigenden Marktanteil. Der Nachteil hierbei ist allerdings, dass der Großteil dieser Fahrzeuge von Unternehmen für ihre Fuhrparks gekauft wird: „The upshot is that around three-quarters of domestic sales of locally produced vehicles go to fleets.“ (Productivity Commission 2002: 24) Änderungen im Kaufverhalten der Fuhrparkmanager hätten also katastrophale Auswirkungen, und sei es nur der Wechsel von einem inländisch produzierten Modell zu einem anderen. Ebenfalls nachteilig wirkt sich die Tatsache aus, dass die im Land produzierten Modelle fast ausnahmslos über Motoren mit sechs oder acht Zylindern und deshalb nicht über einen sparsamen Energieverbrauch verfügen. Änderungen von Umweltrichtlinien sowie stark steigende Treibstoffkosten würden entsprechend auf die Nachfrage durchschlagen. Die Folgen für die Zuliefererindustrie wären in solchen Fällen ebenfalls gravierend, geht doch der Hauptteil der Komponentenproduktion an

inländische Abnehmer. Sämtliche australische Automobilbauer, sowie einige Zulieferer, sind Tochterfirmen globaler Unternehmen, welche weltweit über Produktionsressourcen verfügen. Die verschiedenen Produktionsstandorte stehen also beständig im Konkurrenzkampf um finanzielle Zuwendungen und Kompetenzen. Im Rahmen des immer schärferen Wettbewerbs durch die Globalisierung kann nur derjenige auf den Fortbestand hoffen, der auch auf seinem Markt und mit seinen Produkten erfolgreich ist.

Auf internationaler Ebene ist die Automobilindustrie unter anderem abhängig von der Nachfrage nach ihren Exportgütern. Dies gilt sowohl für Komponentenlieferungen als auch für die Nachfrage nach exportierten Komplettfahrzeugen. Besonders problematisch ist hier die Region Mittlerer Osten. Im Jahre 2002 gingen allein 39% der Exporte an Automobilen nach Saudi Arabien, 7,6% nach Kuwait und 6,7% in die Vereinigten Arabischen Emirate (Australian Trade Commission). Da die momentan gute Lage der Industrie auch auf die gestiegenen Exporte zurückzuführen ist, kann sie sich in diesem Bereich keine Rückschläge erlauben.

Ein weiterer Nachteil sind die im internationalen Vergleich immer noch geringen Produktionsvolumina. Die Produktion von ca. 350.000 PKW pro Jahr stellt zwar in Bezug auf Spezialisierung und Nischenproduktion einen Vorteil gegenüber in Massenfertigung produzierenden Standorten dar, erlaubt aber in nur sehr geringem Maße ein Erreichen von Skalenerträgen wie beispielsweise Fixkostendegression. Der jährliche Ausstoß von Fahrzeugen aller in Australien tätigen Unternehmen wird von den meisten einzelnen Werken in Europa, Japan oder Nordamerika um ein Vielfaches übertroffen. Da sich die Absatzzahlen im Inland auf Dauer kaum wesentlich ändern dürften, muss eine Steigerung der Exporte in diesem Bereich Abhilfe schaffen. Der kleine Binnenmarkt allein wird nicht den Fortbestand der Industrie sichern können.

Ein weiteres Problem für die australische Automobilindustrie ist ihr limitierter Zugang zu Wachstumsmärkten in Asien, welche sich gerade aufgrund der geographischen Nähe und den guten Möglichkeiten verkehrstechnischer Anbindung als Absatzmarkt sehr gut eignen würden. Diese in einem Vorgang wirtschaftlichen Wachstums begriffenen Staaten schotten ihre Industrien, darunter auch die Automobilindustrie, gegen ausländische Konkurrenz mittels tarifärer Schranken ab, ein Vorgehen, welches in Australien nur zu gut bekannt sein dürfte.

Darüber hinaus gibt es eine Reihe von makroökonomischen Faktoren welche Auswirkungen auf die australische Automobilindustrie haben, von dieser aber in keinem oder nur in sehr geringem Maße beeinflusst werden können. Diese beinhalten Wechselkursschwankungen, Zinssätze sowie das gesamtwirtschaftliche Wachstum mit seinen Einflüssen auf Lohnniveau und Inflation. In ihrer Kombination wirken sich diese Faktoren sowohl sehr stark auf die Kostenstruktur der Industrie, als auch auf deren Wettbewerbs- und Nachfragesituation aus.

Schlussbemerkung

Die australische Automobilindustrie hat den zum Teil sehr schmerhaften Anpassungs- und Reformprozess der letzten Jahrzehnte erfolgreich hinter sich

gelassen und sieht nun einer recht sicheren Zukunft entgegen. Wie in Zeiten verstärkter Globalisierung nicht anders zu erwarten, wird die letzte Entscheidung bezüglich eines Erhalts des automobilen Produktionsstandortes Australien an der Entwicklung des internationalen Marktes liegen. Von ihm hängt in letzter Konsequenz alles ab: die Stabilität der Exporte, die inländische Nachfrage, die strategischen Entscheidungen in den Vorstandsetagen der Unternehmen, bis hin zu protektionistischen Maßnahmen der jeweiligen Parlamente auf Bundes- bzw. Bundesstaatsebene. Gerade in Zeiten in denen die Schutzzölle, wenn auch durch anderweitige Maßnahmen abgemildert, kontinuierlich gesenkt werden, wird sich manches Unternehmen des öfteren überlegen müssen, ob das Engagement „Down Under“ fortgesetzt werden soll.

Quellenverzeichnis

- Australian Bureau of Statistics. „9309.0 Motor Vehicle Census Australia“. <http://www.abs.gov.au/Ausstats/abs@.nsf/lookupMF/06D0E28CD6E66B8ACA2568A900139408> (gesehen: 04.04.2003).
- Australian Trade Commission. „Automotive Overview“. http://www.austrade.gov.au/australia/layout/0,,0_S2-1_CLNTXID0019-2_2-3_PWB1105047-4_-5_-6_-7_.00.html (gesehen: 01.10.2003).
- DITR. *Key Automotive Statistics 2001*. Canberra, 2002. (http://www.isr.gov.au/library/content_library/automotive_keystats2002.pdf, gesehen: 04.11.2003)
- FCAL „Record Motor Industry Result“. <http://www.autoindustries.com.au/media2003.php#jan082003> (gesehen: 10.10.2003).
- GMH. „Holden Facts“. http://www.media.holden.com.au/division/holden/about/facts_sheet.pdf (gesehen: 04.09.2003).
- Productivity Commission. *Review of Automotive Assistance*. Canberra, 2002.
- VDA. *Jahresbericht 2002*. Frankfurt/Main, 2002.

Newtown - from rural gentry to 'yuppiedom' Melanie Fasche, Zülpich

The focus of this article is the historic and recent development of Newtown, one of Sydney's inner city suburbs. Newtown has developed from a rural outpost in the early 19th century to a suburb at the end of the 19th century to an inner city suburb after World War II. Referring to Newtown's socio-demographic development the inner city suburb presents something of a 'revolving door', with one social group moving in as another has moved out.

Rural outpost to inner city suburb

In the 1830s, Newtown was "a rural outpost" (cf. Cashman and Meader 1990), a new 'town' established almost a day's journey beyond the city of Sydney (cf. Cooper 2000). Newtown and other rural outposts housed the country estates and weekend hunts of Sydney's elite. From the 1830s onwards these focal points of settlement expanded sufficiently to be called villages as wealthy families moved to Newtown and other areas to build large villas on large estates. Thus, "living in grand homes and surrounded by their large estates they lived like the English *country gentry*" (Cashman and Meader 1990:19 emphasis added).

The villages, in turn, became centres of population services, including shops and hotels. The name 'New Town' has been recorded as early as 1832, possibly coming from the New Town store that opened on the corner of Eliza and today's King Street (Whitaker 2002:103). By 1838, Newtown had a population of 1243 persons (id.).

The introduction of the Western railway line from Sydney to Parramatta in 1855 with Newtown as one of four stations *en route* helped to ensure Newtown's growth as a retail centre (Cashman and Meader 1990:20). In 1862, Newtown became a separate municipality (Whitaker 2002: 103). By 1870, Newtown has been gradually transformed into a mixed suburb supporting a greater population and experiencing more intensive development of land (Cashman and Meader 1990:17, Burke 1994:Preface).

The boom of the Australian economy in the 1880s led to working class residential boom and commercial expansion. Many of the terrace and row houses in the Newtown area and the retail buildings lining almost the entire length of King Street and Enmore Road these days are dating back to this era. By the end of the 1880s, Newtown was one of the main shopping centres outside Sydney with excellent transport by train, tram and omnibuses (Whitaker 2002:103). From 1871 to 1891, Newtown doubled its population each decade and became a densely settled and developed suburban community of skilled workers and self-employed small traders (id.).

"Compared with Newtown of eight years ago, modern Newtown must be considered a remarkable place indeed, and the progress it has made in that very limited time short

of marvellous. It now possesses a population of 20,000; there are 4,000 houses within the borough; it boasts numerous places of worship, has half-a-dozen banks, many really fine shops, hundreds of villas and middle-class dwelling-houses, a courthouse of striking appearance, a town-hall, several other public halls, a market-place, a huge school, two or three skating rinks, and – nearly 30 hotels" (Illustrated Sydney News 1889, quoted in Whitaker 2002:111).

From the 1890s onwards industrial development in nearby areas had significant social implications as factories provided thousands of jobs (Cashman and Meader 1990:24). Employment opportunities, cheap housing and efficient public transport attracted more and more workers, whereas the rich and influential who had built grand homes in the late 19th century deserted Newtown for more salubrious areas further afield (id.:17). Thus, in the late 19th and early 20th century middle class suburbs like Newtown became primarily working class residential areas (Spearritt 1978:215).

During the 1930s depression the unemployment rate for males in Newtown was 43 per cent compared to Sydney's average of 28 per cent and eviction battles were common (Burke 1994:Preface). It was in those days, that suburbs like Newtown had been labelled as 'slums' (Spearritt 1978:215).

After World War II Newtown became one of the most multicultural areas in New South Wales. Originally Newtown was a mix of English, Irish, some Scots and a few people from other countries; from the late 19th century to the 1940s there was a significant increase in the number of Irish in Newtown, only post-war and later immigration led to an increase in other ethnic groups, in particular the Greeks and to a lesser extent the Yugoslavs (Burke 1994:Preface) – all attracted by cheap housing, factory jobs and good public transport facilities. Ironically, the very factors which brought migrants to Newtown have been reason for them to leave: Many Greeks who had moved into the area prospered materially and chose to move on to other suburbs imagined to be of higher social status (Cashman and Meader 1990:29).

By the late 1970s many large industrial concerns based in Newtown and its neighbouring areas had closed or moved further afield. The decline of heavy industries coincided with the rediscovery of the inner city. A symbolic turn of sudden appreciation of Australian architectural history and heritage and a revived interest in Victorian and Federation housing led to new demand for inner city living and the desire to live in an old terrace or row house. Renovating an old terrace presented a different image from buying a home unit; it was an opportunity of self-expression. The new residents made these terraces into a fashion symbol of urbane life-styles, community diversity, architectural charm and historical significance – a rejection of the suburban stereotype (Kendig 1979:126). From the 1970s onwards the 'new middle class' has partly moved 'back' to Newtown, property costs began to increase, the number of owner occupations rose whereas the number of tenants declined. Thus, with its rediscovery in the 1970s Newtown regained much of the social prestige, it enjoyed in the 19th century - the cycle of Sydney's establishment has turned full cycle (cf. Cooper 2000). Since then, the gentrification process in Newtown has been ongoing.

The new middle class: Yuppies and DINKS

Sydney and nation wide trends of economic restructuring – the ever quoted shift from an industrial to a service economy - are reflected by the changes of Newtown's employment structure. Over the period 1991-2001 Newtown's employment numbers in manufacturing continued to decline, falling from a proportion of 10.9 per cent in 1991 to a proportion of 7.5 per cent of total employment in Newtown in 2001; whereas over the same period, employment numbers in the sector of finance, property and business services doubled from 1121 employees in 1991 to 2368 employees in 2001, becoming the area's largest employment sector with a share of 25.3 per cent of Newtown's total employment (ABS 1991:B21, 2001:B26).

The changes of Newtown's industrial structure are mirrored by the changes in its occupational class structure. Over the period 1991-2001, the proportion of persons employed in high-status, white-collar occupations (defined as managers & administrators, professionals and semi-professionals) increased by 65.1 per cent, from 3236 employees (43.5 per cent) in 1991 to 5344 employees (58.7 per cent) in 2001. During the 1990s the share of female employees of employees in high-status, white-collar occupations grew by 68.5 per cent, accounting a share of 47.3 per cent of all employees in high-status, white-collar occupations in 2001 (ABS 1991:B22, 2001:B27).

These significant trends of professionalization with an increasing proportion of female employees are also reflected by a rising level of higher education. Over the period 1991-2001 the share of degrees/diplomas of higher education (defined as postgraduate degrees, graduate diploma and graduate certificate and bachelor degrees) grew by 74.1 per cent. In 2001 34.9 per cent of all Newtowners held a postgraduate degree (6.5 per cent), a graduate diploma or graduate certificate (3.2 per cent) or a bachelor degree (25.2 per cent) (ABS 1991:B16, 2001:B23).

The data for Newtown's household structure reveal two significant trends: from 1991 to 2001 the number of lone parent households (- 15 per cent), two parent family households (- 15.1 per cent, 1991-1996) and group households (- 11.6 per cent) declined whereas the number of single households (+ 28.5 per cent) and childless couple's households (+18.6 per cent, 1991-1996) increased (ABS 1991:B33, 1996:B22, 2001:B14). It is likely that the missing data of 'two parent family households' and 'childless couple households' for 2001 would confirm these trends. In fact, in January 2004, it was reported that actual ABS data revealed a higher proportion of young couples without children living in inner city suburbs than in other areas of Sydney (The Sunday Telegraph 2004:35).

Demographic characteristics of Newtown support the trends towards single and childless couple's households as 97.1 per cent of all persons living in Newtown in 2001 were older than 15 years. Over the period 1991-2001 the proportions of persons 'speaking English only' (+ 20.3 per cent) and 'born in Australia' (+ 7.5 per cent) rose whereas the proportion of persons 'speaking other language' (- 29.6 per cent) declined. In 2001, 16.9 per cent of all persons living in Newtown spoke another language than English compared to 25.2 per cent in 1991. The people speaking Greek

have significantly become a minority in Newtown with a share of just 3.3 per cent of all persons living in Newtown in 2001. According to more detailed data people speaking Greek are the biggest group in the category of all persons speaking another language than English in Newtown in 2001. (ABS 1991:B01, 2001:B01)

Thus, the 'winners' of economic restructuring processes, singles and childless couples - popularly described as Yuppies (*young urban professional people*) and DINKS (*double income no kids*) employed in high-status, white-collar occupations, well-educated and well paid seem to be overrepresented among Newtown's residents.

Newtown's hub: the King Street

According to Greg Khoury, the manager of Enmore Theatre which is located on Enmore Road, an artery that feeds of King Street opposite Newtown railway station,

"the essence of Newtown lies within its name, a new town. Newtown continues to provide a defiant antidote to the confinement and expectations of a corporate and materialistic metropolis ... Newtown is visibly about the new and the inventive while layered in a rich historical context: architecturally, socially, culturally and most vitally in its incredibly diverse populace. The area has a lingering bohemian atmosphere with eclecticism as its signature style" (Khoury 2003).

Similar to Khoury a commentator of one local circulating paper states: "I always enjoy going to Newtown because it has a style all of its own. It offers an artistic and creative edge that sets apart from all other suburbs of Sydney" (Montgomery 2003:29).

However, 'going to Newtown' mostly means frequenting King Street. King Street - Newtown's 'aorta' - stretches for about more than two kilometres from Forbes Street, Newtown at its northern end to Mary Street, St. Peters at its southern end; its centre is focussed around Newtown railway station. King Street is composed of relatively unspoiled two and three storey Victorian and Federation-style commercial buildings with continuing awnings and a regular rhythm of retail frontage width which line both sides of the curving ridge. Thus, the road creates a sense of unity and a coherent visual closure. The buildings themselves display a diversity of architectural and decorative features. With its relatively unspoiled and large scale Victorian character King Street is one of a few areas with such an exceptional quality in New South Wales. Therefore King Street is classified as an Urban Conversation Area by the National Trust and is listed by the Australian Heritage Commission on the Register of the National Estate (Marrickville Council 1993:2). The *King Street & Enmore Road Heritage and Urban Design Development Control Plan*, launched by South Sydney and Marrickville Councils in August 2002, aims to preserve and enhance this play of unity and diversity that gives the streetscape a unique and very attractive visual quality.

In 1889, King Street, Newtown's hub had been described as follows: "King-street, Newtown, is always more or less busy" (Illustrated Sydney News 1889, quoted in Whitaker 2002:111). This description holds true today although the shops full of satins and ribbons have been replaced by art deco treasures and books, galleries, gifts, designer cafes, restaurants and over-priced second-hand furniture, all frequented by urban trendies, students, gays and yuppies (cf. Cooper 2000). As showed before,

Newtown has lost most of its ethnic population. However, its reputation of ethnic diversity persists, increasingly constructed through King Street's variety of international food flavours, which are dominated by a density of Thai restaurants. In other words, the area's multiculturalism has been replaced by a *multiculturalism à la carte*, which can be consumed on King Street.

Newtown's King Street has a long tradition of housing entertainment venues. The first live theatre outside Sydney opened in Newtown in 1908 and "Sydneysiders arrived by tram and train to laugh away their sorrows" (Whitaker 2002:106). Nowadays Newtown has the city's highest concentration of theatres, eight theatres, each with its own distinctive creative vision. Unlike many other counterparts throughout the country none is owned or operated by corporates. King Street also houses several venues for local sub cultures. Newtown has become one of the places for gays and lesbians in Sydney. A lot of venues for gays and lesbians are offered on King Street. Not surprisingly, that King Street, Newtown was recently voted the 'Best Gay Street Australia' (van Reyk 2003:11). There is evidence of a political left-wing subculture within the area as public discussion rounds organized by groups with respective names are announced regularly on flyers pinned at lampposts and the like on King Street.

Newtown = 'yuppedom'?

All these historical, physical, social, economic and cultural features of the Newtown area are composing Newtown's image of uniqueness, liveliness, diversity, charm etc. But what was initially quaint has become actively trendy and consequently more and more upmarket. Rents and property prices have increased incredibly during the last twenty years. "Something you might have bought for 50.000 A\$ in 1980, you would now pay 600.000 A\$ or so, in the same condition, you know, unrenovated" (Interview with the Managing Director of a graphic design business, Newtown, 18.12.2003). According to a representative of Marrickville Council (Interview with the Manager of Communication & Cultural Services of Marrickville Council, Petersham, 11.12.2003) Newtown's theatres are at risk to get closed and artists and gallery owners within the area are about to leave due to unaffordable rents. As one interviewee described the situation:

"All the people who ... move[d] here because they think it's interesting ... they end up pushing out all the things they came here for originally ... the artists, the base creatives, I think, will definitely start to move out into cheaper areas ... Newtown has changed ... it's no longer challenging or no longer, you know, it has become mainstream in a way, so some people, I guess, wouldn't like it ... it's kind of hard, because I am part of that gentrifying set, I don't deny that and I don't like it in some regards, but I moved here because I liked Newtown because it's so interesting and you can't really expect other people not to do the same, and it's a bit of a shame when you've seen all little restaurants leave, and the sort of porn shops leave, that kind of made it, kind of exciting, interesting in the first place, I guess, that's the way of things" (Interview with a graphic designer, Camperdown, 16.1.2004).

The *Newtown Entertainment Precinct Project*, a recent initiative of Marrickville Council in partnership with the Newtown Entertainment Precinct Association, aims to preserve the arty, different feeling of the area through maintaining and marketing

Newtown as a cultural centre. This project will support artists, art workers and performers living and working in the area, enhance business opportunities for local retailers and promote Newtown as a centre for new and emerging independent artists and performers. Furthermore the project with all its 'subprojects' aims to strengthen Newtown's profile as an alternative entertainment precinct to the city.

However, it will be seen whether Newtown's unique character can be preserved. Undoubtedly Newtown has changed already and may be on the best way to become 'yuppedom':

"Suddenly there are BMW convertibles and Audi A4s and shiny Beetles lining the streets – and a general air of moneyed contentment prevails ... [as] the smart set descend like locusts: soapie stars, designers, brash young men in Advertising and (a recent addition) New Media types, the fickle tribes of dotcom entrepreneurs who have to come to constitute New Money. Filling the restaurants and crowding the streets, they sustain this miniature economy" (Danielsen 2000).

References:

- ABS (1991, 1996 and 2001): Census of population and housing. Canberra: Australian Bureau of Statistics
- Burke, C. (1994): Wildlife in Newtown. Glebe
- Cashman, R. and C. Meader (1990): Marrickville. Rural outpost to inner city. A social history of Marrickville and the former municipalities of Newtown, Camperdown, Petersham and St. Peters. Marrickville
- Cooper, D. (2000): A study in diversity – inner south west Sydney. In: The Australian, 2 September
- Danielsen, S. (2000): The new gentry has landed in the inner cities. In: The Australian, 19 June
- Kendig, H. (1979): New life for old suburbs. Sydney
- Khoury, G. (2003): Our town. In: City Hub, Newtown Precinct Guide 1
- Marrickville Council (Ed.) (1993): King Street in the nineteenth century. Local Information Resource 2. Marrickville
- Montgomery, S. (2003): King Street has a new flavour. In: Wentworth Courier Central 11, 29 December
- Spearitt, P. (1978): Sydney since the twenties. Marrickville: Southwood Press
- South Sydney & Marrickville Councils (2002): King Street & Enmore Road. Heritage and urban design development plan.
- The Sunday Telegraph, 18 January, 35
- van Reyk, P. (2003): Best Gay Street. In: Gay Australia Guide Summer, 11
- Whitaker, A.-M. (2002): Pictorial History South Sydney. 103-113, Alexandria

Aktuelles aus Forschung, Lehre, Wirtschaft, Medien etc.

Deutsch-Australische Hochschulbeziehungen: Hintergründe und aktuelle Herausforderungen Gerhard Stilz (Tübingen)

1. Rückblick und neue Perspektiven

Der deutsch-australische Wissenschaftler- und Studentenaustausch ist nicht der wichtigste bilaterale Austausch, an dem deutsche Hochschulen beteiligt sind.¹ Er ist auch insgesamt vehältnismäßig jung. Im Grunde sind ja formelle Kodifizierungen von Universitätspartnerschaften erst erforderlich, seit in der Folge der Dawkins-Reformen 1987² die australischen Universitäten auf die Gebühren ausländischer Studierender angewiesen sind. Ein zentrales, von Canberra aus verwaltetes Gebührensystem hatte zwar schon seit 1979 den vormaligen gebührenfrei gehandhabten Austausch asymmetrisch verändert, doch im Rahmen von akkreditierten Partnerschaftsverhältnissen wurden die Gebühren ausländischer Studierender den Universitäten von Canberra aus (DEET/DFAT) ersetzt, bzw. ihre Beitreibung erlassen.

Die Zahl deutscher Studierender in Australien war ohnehin zu einer Zeit relativ teurer interkontinentaler Flüge oder langer Seereisen verschwindend gering. Die Zahl deutscher Wissenschaftler ebenso. Zwischen 1953 und 1957 verbuchte das Auswärtige Amt einen einzigen Wissenschaftler-Reisekostenzuschuss nach Australien. Im Jahr 1959, als die DFG diese Unterstützung übernahm, waren es vier. Das "Science and Technology Agreement" zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Australien (seit 1973 verhandelt und am 24. August 1976 unterzeichnet) war auf Großtechnik, Forschungscooperation, gemeinsame Symposien und Workshops ausgerichtet. Der australische Zuschuss in der Größenordnung von jährlich 20 000 AU\$ nahm sich recht bescheiden aus angesichts der angezielten Felder: Energieforschung, Meeresforschung, Antarktikforschung und – dem nachgeordnet – Biotechnologie, Biochemie, Transportplanung, sowie weiterhin Stadt- und Regionalplanung, Radio-Astronomie, Umweltforschung und Ressourcengewinnung (alias Recycling).³

Währenddessen bemühten sich deutsche Förderungseinrichtungen wie das Goethe-Institut, der DAAD, die Humboldtstiftung und die DFG, ihre Mittel auch für die deutsch-australischen Beziehungen einzusetzen. Die DFG berichtet in dieser Zeit sporadisch von "erfreulichen" (wenn auch nicht stürmischen) Entwicklungen, jedenfalls vermisst man große Summen und spektakuläre Projekte, wie sie in der Zusammenarbeit mit Forschern der USA, Japans, Kanadas und sogar Israels

¹ Vgl. Jöns/Meusburger 2004.

² Für eine ausführliche Darlegung und Kritik der Dawkins'schen Reformen s. Platz 1997: 89-105.

³ Stilz 1995: 159.

hervortreten. Die Berichte der DFG,⁴ enthalten auch den Hinweis, dass eine zunehmende Zahl australischer Forscher als Humboldtstipendiaten und -preisträger nach Deutschland geholt werden konnten. In der Tat wuchs die Zahl australischer Humboldtstipendiaten von 16 in der ersten Dekade 1953-63 (Platz 22 in der Reihe der nationalen Kontingente) auf 110 in der dritten Dekade 1974-1983 (Platz 7; *nach USA, Japan, Indien, Polen, China und GB, aber vor Italien, Frankreich oder Spanien*). Seitdem wuchs die Zahl australischer Humboldtstipendiaten moderater, aber ihre Position in der Liste nationaler Kontingente rangierte weiterhin hoch auf Platz 11 (in der fünften Dekade 1994-2003) bzw. Platz 12 (insgesamt zwischen 1953 und 2003). Die Gesamtzahl von 420 Stipendiaten ist sehr ansehnlich gegenüber der Zahl der Humboldtstipendiaten aus den USA (2085), Japan (1969), Russland (789) und Großbritannien (530).⁵

Der DAAD hat seit 1955 Programme zur Förderung australischer Graduierter und Promotionsstudenten in Deutschland etabliert, deren Zahl von Zeit zu Zeit erhöht wurde.⁶ Ein flächendeckendes DAAD-Lektorenprogramm, vergleichbar mit dem in Lateinamerika, Afrika oder Indien wurde freilich in Australien nicht geschaffen, vermutlich weil die entsprechenden Gelder für Australien nicht verwendbar waren (Entwicklungshilfe?). Immerhin aber unterstützte der DAAD australische Universitäten bei der Suche und Vermittlung von Deutsch-Lektoren.⁷ Seit 2000 sind immerhin DAAD-Lektorate an den alten Universitäten in Sydney und Melbourne eingerichtet. Am Austausch von Wissenschaftlern, Künstlern und Administratoren hat sich der DAAD im Jahr 2003 in 120 Fällen fördernd beteiligt. Dabei wurden 58 australische Partner nach Deutschland und 62 deutsche Partner nach Australien bewegt. Schwerpunkte waren Einzelprojekte und Netzwerke (PPP und IQN) sowie weitere Partnerschafts- und Hochschulprogramme.⁸

Das Goethe-Institut unterhält seit 1972 bzw 1974 Niederlassungen in Melbourne und Sydney (mit einer Zweigstelle in Canberra seit 1974). Diese Anstrengungen haben freilich nicht den Wissenschaftleraustausch oder gar Hochschulbeziehungen im eigentlichen Sinne zum Ziel. Doch ungezählte Symposien, Sprachkurse und Kulturveranstaltungen der Goethe-Institute haben vor Ort die akademischen Beziehungen wesentlich gefördert und unterstützt bzw. erst ermöglicht. Überdies hat das Goetheinstitut bis 1989 pro Jahr 77 Stipendien an Deutschlehrer und Deutschstudenten verliehen.⁹

Demgegenüber sind die australischen Anstrengungen, das bilaterale Verhältnis durch entsprechende Förderprogramme ausgeglichen zu gestalten, zurückgeblieben.

⁴ Stilz 1995: 162.

⁵ Alexander von Humboldt Stiftung, Jahresbericht 2003, Tabelle 20, S. 223.

⁶ Für das Jahr 1988 liegt mir die Zahl 37 vor (Stilz 1995: 166). Im Jahr 2003 wurden 191 australische Studierende, Graduierte und Praktikanten vom DAAD gefördert, während zugleich 591 Deutsche vom DAAD eine entsprechende Unterstützung ihrer Praktika (346) und Studien (244) in Australien erhielten (lt. DAAD-Statistik, Referat 424).

⁷ Auskünfte von den Referentinnen Inga Rauen (24. Juni 1997) und Dr. Isolde Wienhard (13. Juli 1994) vgl. Stilz 1995: 158, 175

⁸ Vgl. die Statistik beim DAAD-Referat 424, Information 901 Australien.

⁹ Veith 1989.

Sicherlich hat die bemerkenswerte Großzügigkeit und internationale Rekrutierungspolitik australischer Universitäten bei der Einrichtung germanistischer Abteilungen und Professuren in den späten sechziger und siebziger Jahren Unschätzbares geleistet für die Präsenz deutscher Perspektiven und eines deutschen Sprachlehrangebots für Studierende. Doch die ehemals zwölf germanistischen Einrichtungen (Stand 1984) mit insgesamt 102 Lehrpersonen und 17 Professoren (davon 40 bzw. 60% deutscher Herkunft) sind inzwischen nach meiner Information auf ein einziges German Department (University of Melbourne) geschrumpft. Der Rest ist unter dem Druck ökonomischer Gesichtspunkte kläglich reduziert und in "European Studies Departments" eingeschmolzen worden.

Auch dem Humboldt-Stipendiaten-Programm ist von australischer Seite nichts Vergleichbares gegenübergestellt worden. Stattdessen übernimmt das Feodor-Lynen-Programm der Humboldtstiftung mit 70% der Kosten einen erheblichen Teil der Gegenbesuche (78 fellowships 1979-2003). Zu den Programmen des DAAD und des Goethe-Instituts für australische Lehrer und Studierende ist ebenfalls von australischer Seite noch kein Gegengewicht geschaffen worden. Ob die drei Jahresstipendien und die Leichhardt-Gastdozentur, die vor zehn Jahren an dieser Stelle zu nennen waren,¹⁰ noch existieren, wäre zu prüfen.

Im März 1993 hat die zwischen Hochschulrektorenkonferenz und dem Australian Vice Chancellors' Committee abgeschlossene "Deutsch-australische Vereinbarung über akademische Zusammenarbeit / German-Australian Academic Links Agreement" nach jahrelangen Verhandlungen in einer schwierigen Zeit eine Reihe von Regelungshilfen gegeben. Mit ihrer Hilfe wurden zahlreiche bilaterale Universitätspartnerschaften auf den Weg gebracht. Der Austausch von Studierenden und Graduierten, die Anbahnung gemeinsamer Forschungsvorhaben, der Austausch von Wissenschaftlern und schließlich der Informationsfluss zwischen den beiden Ländern hat von dieser Vereinbarung deutlich profitiert. Doch die Hoffnung, dass die Gebühren für deutsche Austauschstudenten nunmehr auf breiter Front fallen würden, hat sich nicht erfüllt. Da die australischen Universitäten, selbst wenn sie eine Austauschvereinbarung mit einer deutschen Partneruniversität eingehen, ja auf ihre finanziellen Ressourcen nicht großmütig verzichten können, bieten sie verständlicherweise just ebensoviele Freiplätze an, wie eigene Studierende an der deutschen Partnerinstitution studieren. Und das sind nicht sonderlich viele, jedenfalls nicht so viele, wie in Deutschland angefragt werden. Die Gründe, warum sich australische Studierende nicht leicht nach Deutschland bewegen lassen, sind vielfältig und bedürfen der Analyse. Wenigstens fünf Faktoren wirken sich hemmend aus:

1. Die australischen Grundstudiengänge sind kurz und kurrikular relativ rigide, d.h. ein Auswärtssemester ist in den meisten Fällen nicht vorgesehen.
2. Die australischen Studierenden sind um wenigstens ein Jahr jünger als die deutschen und häufig emotional noch stark an ihr Zuhause gebunden.

¹⁰ Stilz 1994: 166.

3. Australische Studenten werden an ihren Heimatuniversitäten zumeist hervorragend betreut. Es lässt sich nicht verbergen, dass sich deutsche Universitäten diesen Betreuungsaufwand im allgemeinen nicht leisten.

4. Australische Studierende sprechen zunehmend weniger deutsch, nicht zuletzt, weil das deutsche Sprachangebot an Schulen und an Universitäten in den letzten Jahren (teils in Konkurrenz mit asiatischen Sprachen) geringer geworden ist.

5. Die Lebenshaltungskosten in Deutschland gelten rundweg als hoch. Ohne Zuzahlungen lässt sich ein Studienaufenthalt in Deutschland nicht bestreiten. Auskömmliche Nebenbeschäftigung sind hingegen in Deutschland schwer zu erhalten.

Alle klassischen deutsch-australischen Universitätspartnerschaften kranken daher auf der Ebene des Studentenaustauschs an der mangelnden Zahl australischer Austauschwilliger. Ein Ausgleich über gebührenzahlende deutsche Studenten fällt hingegen angesichts steigender Studiengebühren in Australien bei stagnierender bzw. unsicherer Unterstützung durch den DAAD¹¹ – trotz der gesteigerten Zuwendungen über das neue BAföG¹² – zunehmend schwer.

Eine gewisse Hoffnung für die Zukunft könnte man auf gemeinsame europäische Strukturen setzen, die sich im Sinne von Bologna, Prag und Lissabon bis 2010 entwickeln könnten, oder aber auch auf ein *deutsches* Studiengebührensystem, das die grundlegende Asymmetrie der bilateralen finanziellen Voraussetzungen und Erwartungen wo nicht beseitigen, so doch abmildern würde. Doch der Weg in Richtung 2010 könnte aus verschiedenen Gründen länger und beschwerlicher sein als erhofft, und ein akzeptables System für Studiengebühren in Deutschland kann erst ungenierlich diskutiert werden, wenn das Verfassungsgericht den Weg dazu freigibt. Deshalb braucht man wohl noch für viele Jahre tragfähige und produktive Interimslösungen.

2. Partnerschaften

Hochschulpartnerschaften – selbst wenn sie gelegentlich direkt den Köpfen der Universitätsleitungen entspringen – sind in der Regel entstanden aus persönlichen Partnerschaften. Und sie bleiben am gesündesten, solange diese Partnerschaften halten. In dem Maße, wie sie dem öffentlichen Interesse und Nutzen dienen, verdienen sie eine öffentliche Förderung und Unterstützung. Sie gründen auf unterschiedlichen formalen Dokumenten, vom "Letter of Intent" über das "Memorandum of Understanding" bis zum formalen "Partnership Contract" - wobei sich das letztere nicht immer als die stabilste Basis für das Partnerschaftsverhältnis erweist. Austauschverhältnisse ohne persönliches Engagement schlafen ein und werden von anderen Interessen überrollt. Erfolgreiche Austauschverhältnisse können (müssen aber nicht) mehrere Ebenen des Austauschs umfassen – vom Studium über die Lehre bis zur gemeinsamen Forschung und Publikation.

¹¹ Nachdem "Study Abroad Programmes" eine Zeitlang auch an australischen Universitäten vom DAAD unterstützt wurden, sind sie seit zwei Jahren wieder ausgenommen (DAAD 2004, 367, Z. 33-34).

¹² <http://www.bmbf.de/press/696.php>

Die erste deutsch-australische Universitätspartnerschaft, die mir zu Ohren gekommen ist, datiert aus den sechziger Jahren. Sie bestand zwischen der University of Adelaide und Stuttgart, war wohl die Hinterlassenschaft eines lokalpolitischen Besuchs und niemand weiß, ob sie je funktioniert hat. Weitere Partnerschaften wurden erst in den 80er Jahren angeknüpft: zwischen Tübingen und der University of Queensland sowie der University of New South Wales, zwischen der FU Berlin und Monash, zwischen Bonn und der UNSW. 1994 belief sich die Zahl nach den Unterlagen der DFG auf wenigstens 22, von denen freilich die Mehrzahl auf ein oder zwei Institute bzw. Fakultäten beschränkt war. Nur eine Handvoll betrieben Studenten- bzw. Graduiertenaustausch. Die neueste Liste der HRK (24.6. 2004) hat 159 Einträge, deren Bonität freilich nicht besser sein kann als die Informationsbereitschaft der von der Umfrage beschickten Universitäten.¹³ Die absoluten Zahlen der in Australien studierenden Deutschen fallen unterschiedlich aus,¹⁴ je nachdem ob die erteilten Visa, die besuchten Sprachkurse oder die realen Studienfälle zugrundegelegt werden. Doch eine Steigerung von über 50% zwischen 2002 und 2003 (z.B.: 956 auf 1557) lässt auf jeden Fall aufhochsen.

Wie immer man diese Zahlen wendet: Die Konjunktur für Internationale Beziehungen mit australischen Universitäten ist beachtlich. Sie ist *nicht nur* zu verstehen als Phänomen eines antipodischen Fernwehs, dessen Befriedigung dank niedriger interkontinentaler Reisekosten und dem günstigen Wechselkurs des AU\$ erschwinglich geworden ist. Vielmehr findet sich darin auch ein Zeichen der Anerkennung für die australischen tertiären Studiengänge, die mit ihrer Mischung von englischsprachiger Zugänglichkeit, berufspraktischer Ausrichtung und internationalen Qualitätssstandards sich im Wettbewerb mit englischen und amerikanischen Konkurrenten zunehmend gut behaupten können. Die Konjunktur ist nicht zuletzt ein Kompliment an die australischen Universitätsverwaltungen, die es mit der Betreuung internationaler Studenten ernstnehmen, von der Abholung am Flughafen, über die Unterbringung in universitär geführten Wohnheimen bzw. auf ihre Wohnlichkeit überprüften Privatunterkünften, bis hin zur günstigen Betreuungsrelation in den einzelnen Kursen. (Überdies wird das aktive Marketing der australischen Universitäten im Moment unterstützt durch eine gegenläufige Konjunktur, die seit September 2001 den Drang nach einem U.S.A.-Aufenthalt überschattet.)

Förderliche Faktoren für das Gedeihen bilateraler Hochschulbeziehungen zwischen Deutschland und Australien sind:

- 1) *Nützliche Rahmenempfehlungen*, wie sie beispielhaft in der Vereinbarung von HRK und AVCC von 1993 gegeben wurden;
- 2) *Professionelle lokale Informations- und Förderstrukturen*, wie sie an den International Studies Offices bzw. den Akademischen Auslandsämtern geboten werden können, geeignete Personalmittel vorausgesetzt;

¹³ Die interne Liste der U Tübingen enthält jedenfalls zusätzlich: QUT, Flinders U, U of South Australia, UTS.

¹⁴ Vgl. HRK Minutes 8. Sept. 2003, S. 4, 10, 13, 15.

- 3) Fördermittel, aus denen "incentives" und "fee waivers" für die strukturell benachteiligten Partner bestritten werden können;
- 4) Angebote eines effizienten und preisgünstigen Sprachunterrichts, mit deren Hilfe australischen Austauschpartnern das Land in der Mitte Europas geheuer gemacht werden kann. (Das Versprechen, dass in Deutschland neuerdings ja auch auf Englisch gelehrt und geforscht werde, betrachten nicht nur einige deutsche Kollegen aus verschiedenen guten Gründen mit anhaltender Skepsis.)

Im gleichen Zuge sind einige Hindernisse bzw. abträgliche Faktoren zu nennen, welche die Entwicklung *balancierter* bilateraler Hochschulbeziehungen erschweren. Vielleicht könnte man mit Empfehlungen und Zusatzvereinbarungen hier etwas ausrichten:

- 1) Die *Asymmetrien der Studiengangsstrukturen* zwischen deutschen und australischen Universitäten könnten sich durchaus langfristig mit der Einführung des B.A./ M.A.-Systems auf gesamteuropäischer Basis ausgleichen. Doch gerade dann wäre darauf zu achten, dass nicht die dringende Empfehlung und die effektive Möglichkeit eines Auslandsaufenthalts unter die Räder der Effizienzsteigerung (sprich: Verschulung) der Studiengänge gerät. Die Schnittstelle zwischen B.A. und M.A. sollte nicht der einzige mögliche Moment für internationale Studienerfahrungen sein. Stattdessen wären auf deutscher Seite *mehr* integrierte Auslandsstudiengänge zu empfehlen, während man auf australischer Seite das Konzept eines internationalen B.A. "double major" intensiv vorantreiben sollte, wie es jüngst etwa an der University of Technology in Sydney geschieht.
- 2) Bis zur Einrichtung eines satzationsfähigen Gebührensystems an deutschen Universitäten sollte sich die *Schere zwischen den steigenden Forderungen australischer Universitäten und den maximalen Fördersätzen deutscher Förderungseinrichtungen* (Bafög, DAAD) nicht weiter öffnen. Ob man hier eine Selbstbescheidung australischer Universitäten erreichen kann, scheint mir fraglich. Möglicherweise lassen sich da eher unsere Förderungseinrichtungen etwas bewegen. Zugleich wäre der DAAD dringend darum zu bitten, die Studierenden, die er bei einem Auslandstudium in Australien fördern will, nicht vorrangig auf einen von den einzelnen Universitäten mühsam erkämpften Freiplatz abzuschieben.¹⁵ Letztlich wäre auch erneut darüber nachzudenken, ob man seitens des DAAD nicht doch wieder "Study abroad programmes" in Australien fördern sollte. Dies würde allerdings bedeuten, dass der DAAD insgesamt erhebliche Zusatzmittel für Australien zur Verfügung stellt, die vielleicht zum Teil über ein bilaterales Komplementärgeschäft finanziert werden könnten.

¹⁵ Diese Zumutung geht neuerdings aus der DAAD- Broschüre *Studium, Forschung und Lehre: Förderungsmöglichkeiten für Deutsche* (2005/2006): 367, Z. 24-30 hervor: "Studiengebühren für deutsche Studierende in Australien bis maximal zu einer Höhe von Euro 7.700 werden nur noch erstattet, wenn eine Bescheinigung der zentralen Einrichtung einer deutschen Hochschule vorgelegt wird, der zufolge die deutsche Hochschule entweder über keine Studienfreiplätze an einer für das Studienvorhaben in Frage kommenden australischen Gasthochschule verfügt oder begründet nachgewiesen werden kann, warum die betreffenden Stipendiaten für einen Freiplatz nicht in Frage kommen."

- 3) Den *mangelnden deutschen Sprachkenntnissen* potentieller australischer Austauschpartner sollte und könnte am besten sowohl am Ursprungsort als auch an den gastgebenden Institutionen in Deutschland gegengesteuert werden. Manchenorts gut entwickelt und effizient organisiert sind die Sprachkurse, die einzelne deutsche Universitäten den Neuankömmlingen anbieten. Sie verdienen handfeste finanzielle Unterstützung seitens des DAAD. Zugleich könnte es sich als lohnend und hilfreich erweisen, wenn man den kümmernden Fragmenten ehemaliger Germanistikinstitute an guten australischen Universitäten über Sydney und Melbourne hinaus DAAD-Lektorate – etwa über einen "matching fund" – zur Verfügung stellen könnte. Dabei wäre sorgsam sicherzustellen, dass nicht im gleichen Zuge die Stellen für australische Ortskräfte abgebaut werden.

Insgesamt muss bei der derzeitig unausgeglichenen Interessenslage die Förderung australischer Austauschpartner durch Sprachunterricht, Verbesserung der Betreuung in Deutschland und gezielte Unterstützung angesichts der erhöhten Lebenshaltungskosten Priorität vor der finanziellen Unterstützung deutscher Studierender in Australien haben. Eine Verbesserung der Balance bedeutet eine Intensivierung der internationalen Beziehungen auf lange Sicht.

3. Äquivalenzprobleme

Durchaus zufriedenstellend beantworten sich zur Zeit die Fragen der gegenseitigen Anerkennung von Qualifikationen und Abschlüssen. Auf der Grundlage der Vereinbarung zwischen der Zentralstelle für Ausländisches Bildungswesen und dem "National Office of Overseas Skills Recognition" (NOOSR) von 1997 erscheinen beispielsweise die früheren Unsicherheiten bezüglich des Werts der deutschen Vordiploms oder der Zwischenprüfung, aber auch die Anerkennung eines hochqualifizierten australischen B.A. Honours als deutsche Promotionsvoraussetzung, vernünftig gelöst. Ob die B.A./M.A.-Regelung der europäischen Union hier noch Verbesserungen bringt oder, im Gegenteil, wegen des Verdachts nomenklatorischer Glättungen und Nivellierungen mehr Einzelfall-Entscheidungen erzwingt, bleibt abzuwarten.

Bezüglich der englischen Sprachprüfung für Studierende mit deutscher Muttersprache könnte man der australischen Seite getrost empfehlen, einheitlich auf den Language Test zu verzichten. Die weltweite Statistik der TOEFL-Ergebnisse zeigt deutsche Muttersprachler unter den 141 sprachlichen Denominationen in der Zehnergruppe an der Spitze – noch vor den "English Native Speakers" und gleichauf mit dem Durchschnitt der skandinavischen Probanden, denen aus diesem Grund die Sprachprüfung in Australien erlassen wird.

4. Organisationsfragen für Informations- und Förderstrukturen

Eine wichtige Frage ist wohl, ob und inwiefern die HRK und andere universitäts- und länderübergreifende Organe Informationen und Service-Einrichtungen für die Kooperation und den Austausch mit Australien bündeln, zentral konfigurieren oder zumindest zu deren Konfiguration ermuntern sollten, oder ob das *know-how* und die Regulierung von Austauschgelegenheiten besser der Findigkeit und dem

Verhandlungsgeschick der einzelnen Universitäten als den Vertragspartnern überlassen bleiben soll. Ansätze zu über-universitären Dienstleistungszentren könnte man etwa sehen in

- GATE Germany, der von HRK und DAAD getragenen Informationsstelle,
- in der *Arbeits- und Servicestelle für ausländische Studienbewerbungen*,
- im Angebot eines *Test Deutsch als Fremdsprache* (TestDaF),
- im Projekt eines global agierenden *europäischen Austauschprogramms* ("Erasmus Mundus").

Eine abwägende Antwort könnte lauten: Zentrale Förder- und Dienstleistungsstrukturen sind selbstverständlich in einem gewissen Grade sinnvoll und notwendig, vor allem dann, wenn man sich Partnern und Aufgaben gegenüber sieht, die Generalregelungen verlangen oder Empfehlungen voraussetzen, welche den Stempel einer gewissen Verbindlichkeit tragen.

Andererseits neigen zentrale Einrichtungen bekanntlich dazu, in ihrer Fürsorge akquisitiv, organisatorisch ausufernd und angesichts akuter Probleme schwer manövrierbar zu werden. Europa hat schon einige solche Einrichtungen. Sie sind deshalb idealerweise von den konstitutiven Körperschaften unter Kontrolle zu halten bezüglich ihrer Effizienz für die tatsächlich zu leistenden Aufgaben. Dafür kann im Grenzfall eine Wirtschaftlichkeitsanalyse sorgen.

So weit wie irgend möglich – das scheint mir die Auffassung der Nutzer und Beiträger zentraler Einrichtungen zu sein – ist deshalb dezentralen Organisationsformen und denjenigen Fördereinrichtungen der Vorzug zu geben, die möglichst nah am Geschehen, d.h. an den Universitäten selbst platziert sind. Solange solche Einrichtungen (wie in unserem Fall die Akademischen Auslandsämter) rechenschaftspflichtig sind und einer regulären Haushalts- und Erfolgsprüfung unterzogen werden, würden sie jedes Vertrauen verdienen, Fördermittel optimal einzusetzen und zu verwalten. Gewiss können universitäre Einrichtungen, aufs Ganze gesehen, unter Umständen auch eigenbröllerisch, schlecht informiert und im schlimmsten Fall dilettantisch werden. Doch sie sind zu allermeist unmittelbar effizient, an konkreten Bedürfnissen und Verhältnissen orientiert, persönlich hoch motiviert und im Ergebnis wettbewerbsorientiert, praxisnah und erfindungsreich. Sie sind, soweit sie erfolgreich wirtschaften, in jeder Hinsicht zu fördern.

Literaturnachweis:

- Alexander von Humboldt Stiftung (2003), *Jahresbericht / Annual Report 2003*.
 Bundesministerium für Bildung und Forschung, <http://www.bmbf.de/press/696.php>
 Deutscher Akademischer Austausch Dienst (2004), *Studium, Forschung, Lehre im Ausland: Förderungsmöglichkeiten für Deutsche Akademisches Jahr 2005/2006*.
 Hochschulrektorenkonferenz (2003), "Minutes of the AVCC-HRK Seminar: The Implications of Globalisation on Higher Education, 8 September 2003." (einschl. Anhang: "Record of Understanding between the National Office of Overseas Skills Recognition in the Department of Employment, Education, Training and Youth Affairs and the Zentralstelle für Ausländisches Bildungswesen in the Secretariat of the Conference of

Ministers of Educational and Cultural Affairs of the Länder in the Federal Republic of Germany" signed 5 September 1997).

Hochschulrektorenkonferenz (2004a), *German-Australian Conference on Higher Education Financing*. Beiträge zur Hochschulpolitik 3/2004.

Hochschulrektorenkonferenz (2004b), http://www.hochschulkompass.de/internationale_kooperationen.html

Jöns, Heike und Peter Meusburger (2004), "Internationaler Wissenschaftleraustausch," in: *Nationalatlas Bundesrepublik Deutschland*, Bd. 11: *Deutschland und die Welt*, ed. Institut für Länderkunde. Heidelberg, Berlin: Spektrum Akademischer Verlag, in Druckvorbereitung (Korrekturfahne o.S.).

Platz, Norbert H. (1997), "Geld und Bildung: Zum Strukturwandel der australischen Universitäten seit 1987/88," in: *Gold – Geld – Gelung: Ressourcen und Ziele der australischen Gesellschaft*, ed. Gerhard Stilz. Tübingen: Stauffenburg, 1997. 89-105.

Stilz, Gerhard (1994), "German-Australian Academic Relations Since 1945: Achievements and Desiderata from a European Perspective," in: *German-Australian Cultural Relations Since 1945*, ed. Manfred Jurgensen. Bern: Peter Lang, 1995. 154-76.

Veith, Walter (1989), "Multikulturalismus und Interkulturalität als Fundamente der Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland in Australien," Typoskript, Department of German, Monash University, Melbourne-Clayton, 22 S.

Dead Centre?
An open letter to Gerhard Leitner and Walter Veit
John Milfull (Sydney)

Berlin, 20 March 2004

Dear Gerhard, dear Walter,

I read your recent article on the “one true and authentic history” of the Australia Centre (Berlin?) with a good deal of amusement and a great deal of sadness. There is always a feeling of relief when the glass wall surrounding “open secrets”, to borrow a phrase from Goethe, is finally shattered. But it is the sadness (and a degree of anger) that remains: how was all this allowed to happen? whose interests did it serve? and what remains of the aspirations and dreams of the discussions in Australia and Germany that preceded the “founding” of the Centre and to which it bears so little relation? I could go further and ask, in the Centre’s own language: what product is it marketing? Does anyone want to buy it? Has it done anything that would not have happened without it, and probably more effectively?

It was, I think, no coincidence that the first discussions took place against the background of German unification, and with considerable interest and support from the Brandenburg state government. While not many of us shared Helmut Kohl’s strategic optimism on blossoming landscapes, we all felt the need to express our solidarity with this vast project and to participate in some small way in its shaping. In the course of the nineties, much of this enthusiasm was extended to grasp the new European project to which it was so intimately related, and in which Germany continues to play such a vital role. As a friend from the Goethe Institute said to me later, we were in the process of realising that the topics really worth discussing went well beyond national borders, and there was no longer much point in trying to establish or project a “German” or an “Australian” view on such matters. But there was a great deal of point in sharing German and Australian perspectives across the whole spectrum of problems we both faced, from the political, economic and cultural to the ecological and technological. Within the Australian context, it was becoming depressingly clear that we needed to search for alternative agendas to the increasingly dominant British-American neo-liberal paradigm, and that an engagement with the New Europe might prove a vital counterweight.

But let me return to those early days. Most of us had simply assumed that a German-Australian Centre would build on existing good relations between German and Australian colleagues in many spheres of interest, and would give them a strong intellectual focus near the centre of the new Germany. It seemed obvious that the core of its activities would be shaped by Germans with a strong interest in Australia and Australians with a strong interest in Germany, who would together provide the “cross-cultural competence” with which to achieve such a focus. Although the failure of the

planned Berlin-Brandenburg “fusion” clearly represented a serious setback to such plans, there were many reasons to expect that further progress would be made in the future in cooperation with other Berlin universities. The continuing generosity of the University of Potsdam and the state of Brandenburg should be specifically acknowledged in this context, and I should like to record my personal regret that they received so little intellectual or financial return on their investment.

It had already become clear at an early stage that Dr Bartels was determined to marginalise two groups whose support was essential to the success of the project - German Australianists and Australian Germanists, and that she favoured an administrative structure which left control in the hands of the Australian “consortium” of participating universities and, ultimately, of Bartels herself. The current situation (which you describe so accurately in your article) in which the German (or, for that matter, Australian) universities have no effective input into the work of the Centre, is only the logical extension of that approach, “remote control” from the Director’s office.

What was (is) it, then, that the Centre was supposed to achieve? It was clearly intended to “market Australia”, the question was only what was marketable and who could market it. Clearly, the GAs and AGs referred to above were excluded on both counts, as producers of non-marketable knowledge and lacking in the necessary “management” skills, even if many of them had occupied senior executive positions with considerable success.

What *could* be marketed, or perhaps more accurately, presented as a profitable operation of the new Centre? In the first place, Bartels clearly intended to build on and expand her success in furthering cooperative research in science and technology while attached to the Australian Embassy in Bonn. A worthwhile aim, but it needs to be pointed out that the funding for such projects came almost entirely from German sources – the Alexander von Humboldt Foundation and the German Academic Exchange Service are recognised world leaders in this area. It is not clear that the foundation of the Centre was necessary to improve or extend their work; in fact, if I am not mistaken, there has been something of a drop in Australian participation.

A second area, very fashionable at the time, was the export of education or, more accurately, the import of fee-paying students. Australian universities have come to depend on this income more and more. But it represents a considerable ethical and political problem in the German-Australian context. Not only have German universities resisted the trend to charge such fees, hundreds of Australian undergraduate and graduate students have further been awarded DAAD and Humboldt scholarships to study in Germany, and it remains a key (and most enlightened) element in German cultural policies to increase the attractiveness of study in Germany. I have witnessed few more embarrassing occasions than the attempt by Dr Bartels and some hand-picked representatives of the Australian “education industry” to convince a dozen visiting German registrars of its virtues. They were not impressed.

Determined efforts were also made to "export" our Higher Education Contribution Scheme to Germany, and to explain the virtues of Australian tax reform to backward Germans. Certainly, both arose from initially intelligent attempts to arrive at more or less defensible compromises in the struggle against the "low tax" dogma of the neo-liberals, but by the time they were packaged for the German supermarket shelf they were already showing definite signs of having passed their use-by date. For the first time, I was genuinely relieved not to have been asked to participate – criticism was neither desired nor scheduled.

Lately, there has been something of a U-turn; faced with the difficult task of demonstrating its relevance, there have been attempts by the Centre to present a "showcase of Australian culture". This may be desirable, although it really only begins to become fruitful where genuine dialogue and cross-influence develops (as in the case of Pina Bausch and Meryl Tankard), but again it is hard to see what equips the Centre, with its present management and structure, to "run" such an activity. Again, the comparison with the long and valiant efforts of the Goethe Institute in Australia to perform a similar task is simply embarrassing.

Let me return to the deliberate provocation of my title: the Australia Centre is dead, it has failed to realise the hopes many of us attached to the proposal, and it is hard to see how it could achieve any of them with its current structure and management. For the time being, we may well be better off without it. Ultimately, an Australian government needs to face up to its long standing obligations to return at least some of the generosity and effort German governments of all persuasions have extended to Australian guests. I still remember a whispered comment by Heinrich Pfeiffer, much-loved long term general secretary of the Humboldt Foundation, as we sat through a wish list session with former Australian Humboldtians: "But Australia is not a developing country [*Entwicklungsland!*]!". Perhaps it is time we stopped acting like one. I, for one, would welcome the chance to say thank you properly.

Australia Centre (Potsdam) down under. A sequel Gerhard Leitner, Walter Veit

In *GAST Newsletter* 17 we surveyed the history of the AC. There are two reasons for a brief sequel. The first one concerns an inexcusable gap in the story we told, the second is that the centre has finally closed its doors.

As we narrated the efforts in Berlin and in Melbourne to spell out in details a concept for an Australia Centre and to create the necessary support structures inside and outside academia, we gave the impression that the University of Potsdam and, above all, its English Department were passive recipients of goods to be delivered. That was, of course, not so and it is sad we gave that impression. There is one weak reason to explain why we could commit that error: relationships with our colleagues and particularly with Professor Achim Hoffmann at the University of Potsdam were so good that we rarely wrote to each other. Writing was not the central way of communicating. Even as the first submissions were drafted, Professor Hoffmann was present and actively involved. And it was for that reason that we could even think of Potsdam University being an alternative when it became clear that Berlin would not have the means and incentive to establish the centre.

The second remark is caused by the fact that the AC in Berlin closed down in June this year. We were reasonably restrained from commenting critically on its activities during the time of its existence in Berlin. We closed our history with these words:

While the IZ was a far cry from the initial proposal, it was located inside a university whose infra-structures it could use and influence. It could and did – on a small scale – offer Australian-related courses ... and ... had the potential to expand and become a centre with a regional function for the Berlin-Brandenburg. ... The new Berlin AC, in contrast, has severed institutional academic ties and has no direct link – nor can and does attempt to draw on local academic support. Importantly, it reflects a very different monopolistic cultural policy. Which of the approaches – a collaborative or a monopolistic one – are more successful is a mute question. The time may yet be too short to make a valid comparison with the IZ in Potsdam. But the Menzies Centre and – from a different angle – the British Council and others provide yardsticks by which the cultural policy approach of the Berlin centre must be measured.

The AC has not lived up to these expectations, nor to any that could conceivably have made sense for an area centre. Its activities were limited to a few 'high profile' events such as with the *Deutsche Hochschulrektorenkonferenz* in 2003. For a very brief period it ran a lecture series entitled "Who's Australia?" in collaboration with Professor West (Freie Universität Berlin). It was a platform for (mainly) Australian academics and a few others to talk about a range of subjects. Surprisingly, it explicitly rejected *Australian perspectives* on non-Australian topics (cf. John Milfull above) and thus did not even wish to contribute to a two-way dialog. It also was a 'place of call' for Australian visitors who were listed as 'visitors' in the *newsletter* – whatever they might have done there. But above all it was to be a sales place for the consortium of

universities who wished to sell their degrees, persuade German students to study as full-fee students, etc. Did they not know that the market would be small, that there are other agencies, often supported by those same universities, who act as clearing agents? That was the fundamental contradiction in the role that the consortium assigned to the Centre: the role of *representing* and *presenting* Australia's cultural, political and other realities and the commercializing intent of those who paid for it.

The demise of that AC is not particularly sad – it had no function anyway. But what is sad is the waste of

- an opportunity to create a bilateral, region-oriented area centre that would have fed into the universities in the region, nation-wide and into Central Europe
- the chance to become a catalyst for inter-university collaboration and for a business-politics-university nexus
- thousands of *deutschmarks* and Australian dollars, as well as the seeding funds of AUS \$ 40,000 from the Australian government, which were intended precisely to create such an area centre in Central Europe
- the Australiana library which was left at the University of Potsdam where it is housed as an esoteric sort and is a neglected resource for the region

Above all, there is a waste of people's engagement and interest in creating something for Australia, an engagement that is even belittled at government level.

There may not be another opportunity for a joint German-Australian venture that provided the initial stimulus for creating the Potsdam Centre. But we hear there will be a third attempt at setting up an Australia Centre – this time next to the Australian Embassy's offices. The search for closeness, locally, intellectually and, no doubt, financially can barely be overlooked. We look forward to hearing more. One would hope that it does not repeat the mistakes of the past and

- avoids the nexus of academic commercialism and cultural diplomacy
- seeks a true partnership with the academic and other bodies such as the Gesellschaft für Australienstudien that have done the work over the last 30 years and have acquired the expertise to engage in cross-national collaboration
- will, as a result, involve and support initiatives put to it by such bodies
- gets an true interest in cross-national perspectives and does not pursue a narrow-minded "Australiana" concept: Australians should be able to cast an Australian angle on German matters, just like Germans should be able to do so with regard to Australian issues! The "Leichhardt Lectures", at any rate, provided an opportunity for Australians to talk about German literature.

If the Third Centre will go some of this way, we are sure it will have more success and more quickly. One might then begin to consider collaboration on a broader range of issues such as periodicals, publications, degree courses, summer schools, etc.

Australische Komponisten im Programm der Neuen Elbland Philharmonie Rosemarie Gläser (Dresden)

Werke australischer Gegenwartskomponisten sind in deutschen Konzertsälen noch selten zu hören. Eine Ausnahme in den vergangenen Jahren waren kammermusikalische Werke und das Programm „Open House“ des Komponisten George Dreyfus, der 1928 in einem deutsch-jüdischen Elternhaus in Wuppertal geboren wurde und 1939 mit einem Kindertransport nach Australien der rassistischen Verfolgung entgehen konnte. Sein „Sextett für Didgeridu und Bläserquintett“ von 1971 wurde 1996 in Dresden, 1999 in Erfurt und auf der Expo 2000 in Hannover im Pavillon Australiens aufgeführt. George Dreyfus gab außerdem 2001 zwei Benefizkonzerte zum Wiederaufbau der Dresdner Synagoge.

Ein neuartiger Auftakt und eine nachhaltige Bereicherung des Musiklebens im ostsächsischen Raum war ein Zyklus von Konzerten der Neuen Elbland Philharmonie unter der Leitung von GMD Peter Fanger, die hauptsächlich Werken der australischen Komponisten Peter Sculthorpe (geb. 1929), Percy Grainger (1882–1961) und Matthew Hindson (geb. 1968) gewidmet waren. Der Höhepunkt dieser Aufführungen war das „Konzert für Didgeridoo und Orchester“, das der 1966 in Dresden geborene und in Hamburg wirkende Komponist Karsten Gundermann als Auftragswerk für diesen Klangkörper geschaffen hatte und dessen Uraufführung am 9. Oktober 2003 im Saal des Schlosses von Großenhain stattfand.

Das Didgeridoo, ein von Termiten ausgehöhlter Eukalyptusbaubaumstamm oder -ast, der gereinigt und mit einem Mundstück aus Wachs versehen wird, ist das traditionelle kulturelle Musikinstrument der australischen Ureinwohner und möglicherweise das älteste Blasinstrument in der Menschheitsgeschichte überhaupt. In dem Bläsersextett von George Dreyfus und dem für das volle Orchester komponierten Konzert von Karsten Gundermann wird dieses „Naturinstrument“ zu einer selbständigen, tragenden und gleichberechtigten Stimme unter den durch die westliche Musiktradition geprägten „Kulturinstrumenten“. Aus diesem Zusammenspiel entsteht eine faszinierende Klangwirkung, die durch das Schlagen von Steinen und Klanghölzern unterstützt wird. Zwischen Kulturen und Kontinenten werden, wie bereits das Motto der Konzertreihe zum Ausdruck brachte, „Brücken zur Musik“ ermöglicht.

Das Musikprogramm mit dem Thema „Einmal Sydney und zurück“ enthielt im einzelnen die Kompositionen „Earth Cry“, „My Country Childhood“, „From Uluru“, „Kakadu“ und „Great Sandy Island“ von Peter Sculthorpe – Werke, die auf unterschiedliche Weise von Natur- und Landschaftseindrücken Australiens inspiriert sind, aber auch an die Lage der aus ihrer angestammten Heimat vertriebenen Aborigines erinnern sollen und nicht zuletzt die Trauer um die durch Raubbau an Bodenschätzen verwüsteten Gegenden im Norden und Westen des Kontinents anklingen lassen.

Das Stück "Irish Tune From County Derry" von Percy Grainger ist eine kunstvolle wie eingängige Bearbeitung eines irischen Volksliedes, das in England auch als Kirchenlied gesungen wird. – Mit dem Titel "Headbanger", einer Anspielung auf einen ekstatischen Liebhaber der "heavy metal music", versucht Matthew Hindson, das Lebensgefühl der heutigen jungen Generation klangrhythmisches wiederzugeben.

Wirkungsvoll ergänzt wurde das gesamte Musikprogramm durch eine Reihe sensibel ausgewählter Diapositive australischer Landschaften, dargeboten von dem freiberuflichen Fotografen Sven Oyen in einem thematischen Kurzvortrag und anschließend als Stimmungskulisse zu der szenischen Komposition "Great Sandy Island" von Peter Sculthorpe.

Das Orchester mit vielen jungen Musikern und der Dirigent Peter Fanger begeisterten die Konzertbesucher, unter denen sich mehrere Schulklassen und ihre Lehrer befanden, durch ihre Musizierfreude, Präzision und ihr starkes künstlerisches Engagement. Der Didgeridoo-Spieler Jan Heinke (geb. 1968 in Dresden) faszinierte durch seine virtuose Technik, und der Komponist Karsten Gundermann bewies durch Schlichtheit und anrührende melodische Klangfarben ein hohes Einfühlungsvermögen in die indigene Musik der Ureinwohner und in die Naturlandschaft Australiens, was umso mehr beeindruckend ist, als die beiden Musiker, die bei dem Entstehen des Didgeridoo-Konzerts eng zusammengearbeitet haben, den Fünften Kontinent bisher noch nicht bereisen konnten.

Mit den Wiederholungen dieses Konzerts in anderen ostsächsischen Städten und der einhellig positiven Resonanz bei den jungen Zuhörern dürfte die Neue Elbländ Philharmonie auch der schulischen Musikerziehung bei der Vermittlung fremder Musikkulturen mannigfaltige Impulse gegeben haben – nicht zuletzt durch die gelungene Verbindung von Tonkunstwerk und filmischer Veranschaulichung.

Rezensionen

Jauncey, Dorothy, 2004. *Bardi Grubs and Frog Cakes. South Australian Words*. Oxford University Press.

Reviewed by Clemens Fritz, Freie Universität Berlin

'Bardi Grubs and Frog Cakes' is a short encyclopedia of more or less regionally restricted Australian words. Not all the words covered are exclusive to South Australia (SA), but all bear a special relation to it.

The five hundred entries are divided into seven chapters which cover (1) words from Aboriginal languages, (2) nineteenth century vocabulary, (3) special mining terms, (4) German loans, (5) vocabulary from primary industries, (6) Outback vocabulary, and (7) modern and city terms.

The book follows a trend discernible in current research into Australian English (AusE). Whereas earlier studies have emphasized AusE's remarkable phonological homogeneity, today's studies look deeper into regional variation, be it phonological, lexical or grammatical. Recently, a number of book-length publications of vocabularies of different Australian states have been published, e.g. Brooks and Ritchie (1994; Western Australia), Brooks and Ritchie (1995; Tasmania) and Robertson (2001; Queensland). All of the latter, as well as Jauncey's book on South Australia, originated in the Australian National Dictionary Centre (ANDC) and are published by Oxford University Press (OUP). This is no coincidence, since the ANDC was founded for the dual purpose of research into AusE and providing the OUP fleet of dictionaries with lexicographical knowledge. The project's initial publication was Ramson (1988), the first and foremost dictionary of Australian National Dictionary (AND) on historical principles. Whereas Brooks and Ritchie used mainly selective readings of newspapers between 1950 and 1991, Jauncey's sources are mostly the ANDC database and Ramson (1988). Newspapers, interviews and various museums were also used. However, no specifics are given, neither the size of the corpora nor the method of investigation. From the point of view of a scholarly user, this is disappointing.

The dictionary is divided into seven chapters. Each is preceded by an informative introduction followed by the entries in alphabetical order. The chapters are very heterogeneous. Two deal with contributions by specific languages (Aboriginal languages and German), others concentrate on historical or occupational domains. The last chapter has current South Australian (SA) terminology from mixed fields.

The policies for counting a term as 'South Australian' differ from chapter to chapter. But compared to 'Words from the West', they are spelled out more clearly. Not all words seem to have been cross-checked with the AND and other sources. For instance, 'wurley' is said to be first recorded in Kaurna, an Aboriginal language, in 1840. But the AND and Knight (1988) both have English quotes from 1839. Important linguistic research, e.g. by Bryant (1989, 1997), has also left few traces in the book and the list of works cited in the reference section is not very long. An

example where an entry could have been improved is 'stobie poles'. These are poles carrying electricity and telephone lines. Jauncey mentions that the poles are always made of concrete with sides of steel and that this is due to SA's lack of suitable timber. Bryant (1989:311), however, documents that only older Adelaide speakers stated that wooden poles are not true Stobie poles. A third of the Adelaide residents questioned used the term indiscriminately.

The first chapter is entitled "The People Before" and contains words from Aboriginal Languages. The policy for this chapter was to include words current or historical in AusE that come from Aboriginal languages found or extinct in South Australia. In this sense the words can be called 'South Australian', despite the fact that not all etymological histories of the entries are waterproof. For example, some words, like 'mulga' (several kinds of acacia), 'malka' (a shield) and 'euro' (a kangaroo, not a currency), are documented in several Aboriginal languages which are totally unrelated, linguistically and geographically.

Short Histories of the twenty-five Aboriginal languages looked at and some notes on non-English sounds precede the chapter. The histories are very informed, but make a rather wieldy introduction. The representation of sounds aims at amateurs using spellings like 'Ker-NOO-ek Low-END-a' for 'Kernewek Lowender' rather than IPA. Each entry in the book has the head word(s) in bold face followed by one or several illustrative quotes. Some go back as far as to the establishment of the colony, 1836, others come from the third millennium. After the quotes there is, in most cases, a discussion of the term which also gives historical details. For example, we learn that the royal family were served 'witchetty grubs', a wood-eating larva of a certain moth, during a visit to Australia in 1987. What they thought about that particular hors d'oeuvres is, however, not recorded. Most entries in the first chapter, naturally, describe fauna and flora, people, and implements. Cultural practices are surprisingly few, the phrase 'Secret women's business' not being found here, but in the last chapter.

The second chapter 'No Convict Taint' deals with nineteenth century vocabulary particularly relevant for. The early settlement history is extensively documented in the introduction. Some entries have become extinct, e.g. 'secondary town', i.e. a town of lesser importance, others have become part of general AusE, like 'Croweater', a derogatory term for a citizen of SA. Few have kept a genuine SA touch, like 'hundred', an area of one hundred square miles of surveyed land.

It is debatable whether all the terms included are worth being recorded in such a book. 'Adelaidean' obviously refers to residents of Adelaide and there is nothing of linguistic or historical interest in this word. Other questionable entries are 'Destitute Asylum' and 'Destitute Board'. Of course they refer to particular institutions in early SA, but these can be found in many places in the world under the same name. Moreover, there is nothing special noted about the 'Destitute Asylum' and the 'Destitute Board'. They are just there and one wonders why they have been selected when many others, like 'Parliament', 'Supreme Court', etc. are missing. Another strange entry is 'no convict labour'. This was certainly not a common phrase in nineteenth century SA and is rightly not portrayed as being one. What the entry refers to is the fact that SA was a colony that received no convicts and was proud of this. The information as such is

worthwhile giving and in a cultural dictionary it should be included (though under a different headword). In a 'Dictionary of South Australian Words' it seems out of place.

'The Copper Kingdom' is the title of the third chapter. It is concerned with Cornish and mining terms. These two go together quite well since immigrants from Cornwall made a large contribution to nineteenth century copper and general mining in Australia. Much of the language listed is only of historical (old-fashioned mining practices/implements) or folkloristic (Cornish customs defunct or revived) interest. The collection is not as systematic and thorough as, for instance, Moore's (2000) 'Gold! Gold! Gold!' which is an excellent dictionary of the specialized terminology of the nineteenth century Australian gold rushes. Again, some South Australian proper names and toponyms are included. Curiously the important article by Fielding and Ramson (1971) of the English of Australia's 'Little Cornwall' is neither listed in the bibliography nor reflected in the entries.

Another linguistic minority are covered in chapter four, German Lutheran settlers. These had emigrated to Australia in the middle of the nineteenth century in order to escape religious persecution. Like the Cornish, who lived in 'Australia's little Cornwall', they lived in 'little Germany', a close-knit society. The chapter's introduction provides an excellent history of these German settlers, with a minor historical detail going wrong. Jauncey speaks of the unsuccessful 1848 revolution in Prussia which resulted in emigration. But there were rebellions also in all other German states and the Austrian Empire. Thus these 'forty-eighters' do not only come from Prussia and they did not only go to South Australia. The Germans suffered from a wave of xenophobia during the first World War, when the Australian government tried to eradicate some German and toponyms in the 1917 'Nomenclature Act', a decision reversed in 1935. It was also tried to change the term 'fritz', a German sausage, into 'Austral', much like 'Freedom Fries' recently in the US. Fortunately, language use often proves stronger than decrees. Apart from words like 'Liedernacht', a night of songs, and 'streusel cake', names of well-known wines, like the 'Barossa Pearl', are included.

Next Jauncey moves to primary industry words, mostly to do with wheat, wool and wine. She admits that not all the terms are unique to SA, but claims that they have special importance there. Again, some of the entries are odd. 'Air snips are pneumatic pruning snips that can be used with grape vines for hand pruning' (p. 137). This piece of information in itself is unrevealing. Only if the term 'air snips' had a regional distinction of some kind, it would warrant an inclusion. But no explanation of the choice is given, no study mentioned that could prove its importance. The entry also mentions manual snips and electric snips, but they do not come up as headwords.

'The Outback' chapter contains names of animals ('Lake Eyre Dragon'), proper names (the 'Ghan' train), toponyms ('AP Lands') and opal mining ('kopi') terms. Needless to say, Gunn's (1971) Opal Terminology is neither cited nor does it appear to have been consulted. The encyclopedic information given is interesting and sometimes exhilarating. For example 'computers' were young women working at the 'Woomera' rocket range in the 1940s and 50s. Apparently these unmarried computers created some disturbances as 'the haunt of lean and hungry single males' (p. 174).

The final chapter is a heterogeneous mix. Jauncey uses 'The Lifestyle State' as a cover term. Unlike the previous sections it contains current terminology not restricted historically or by speech community. Entries range from 'Adelaide Cup', a horse race, to 'homette', a single storey small house, and 'Tantanoola tiger', a certain tiger who had escaped from a circus in 1883 and had captured many people's imagination.

Surprisingly there is an entry for 'at' since 'South Australians have a reputation for using the preposition 'at' when referring to place names, rather than using 'in' as most other Australian speakers would do' (p. 202). From the point of view of a linguist, proof or even references for this claim is sadly missing, from the point of view of an amateur reader, the one and only entry referring to a grammatical phenomenon comes rather unexpectedly.

The book finishes with a bibliography and an index. Jauncey's book is certainly not a dictionary but a short encyclopedia of select words and things South Australian. Her choices are sometimes surprising and do not make a coherent or strictly logical book. The lack of references and scholarly evaluation is certainly owing to the intended audience. The blurb says: "Learn what links a sausage, a boggler and a noodler and be both informed and entertained throughout this journey through South Australia's peculiar lexicon." This shows that the book is meant for people interested in the history, society and language of South Australia. For amateurs the information provided is exhaustive. For professionals it is a starting point.

References

- Bryant, Pauline (1989) The south-east lexical usage region of Australian English. *Australian English: The Language of a New Society*, ed. by Peter Collins and David Blair, pp. 301-314. St. Lucia: University of Queensland Press.
- Bryant, Pauline (1997) A dialect survey of the lexicon of Australian English. *English World Wide* 18(2) 211-241.
- Brooks, Maureen and Joan Ritchie (1994) Words from the West: A Glossary of Western Australian Terms. Melbourne: Oxford UP.
- Brooks, Maureen and Joan Ritchie (1995) Tassie Terms: A Glossary of Tasmanian Words. Melbourne: Oxford UP.
- Fielding, Jeand and W.S. Ramson (1971) The English of Australia's 'Little Cornwall'. *AUMLA* 36, 165-173.
- Gunn, John S. (1971) An Opal Terminology. University of Sydney, Australian Language Research Centre, Occasional Paper 15.
- Knight, Anne (1988) South Australian Aboriginal words surviving in Australian English. *Lexicographical and Linguistic Studies: Essays in Honour of G.W. Turner*, ed. by T.L. Burton and Jill Burton, 151-162. Woodbridge: Boydell and Brewer.
- Moore, Bruce (2000) Gold! Gold! Gold!: The Language of the Nineteenth Century Gold Rushes. Melbourne: Oxford UP.
- Ramson, William S. (1988) The Australian National Dictionary: A Dictionary of Australianisms on Historical Principles. Melbourne: Oxford University Press.
- Robertson, Julia (2001) Voices of Queensland: Words from the Sunshine State.

Clarke, Philip, 2003. *Where the Ancestors Walked. Australia as an Aboriginal Landscape*. Crows Nest NSW: Allen & Unwin, XII + 282 pp., ISBN 1 74114 070 6.
Reviewed by Rosemarie Gläser, Dresden

The author of this monograph, Philip Clarke, has a unique multiple qualification for presenting Australia's indigenous culture, past and present, and the dangers to which it is exposed:

First, as a field worker in Central and Northern Australia he gained rich experience of the indigenous people's use of plants, their strong links to their land, their careful exploitation of the natural resources, and their respect for the environment – observations which resulted in his subsequent academic studies on the cultural geography of South Australia.

Second, as a curator of the valuable ethnological collections of Aboriginal artefacts and as Head of Anthropology and Manager of Sciences at the South Australian Museum in Adelaide, he had access to the wealth of the material and spiritual indigenous culture, which became the foundation of his systematic investigations.

Third, as a relative of the Ngarrindjeri people, the indigenous residents in the Lower Murray region, South Australia, where the author married an Aboriginal woman from the community in Point McLeay, he developed a deep sympathy for the alienation of the Aborigines from their land and the loss of their cultural traditions and identity across Australia, but also with their current struggle for their "native title" and a better way of life.

It is this professional expertise and personal background that distinguishes Philip Clarke's book from similar introductions to Aboriginal history and culture. His commitment to the Aboriginal cause can be felt throughout the text, particularly in passages where he gives a personal account of events or comments on the present-day situation.

In the preface the author elaborates the key term "cultural landscape" as understood by cultural geographers. There is general agreement that the cultural landscape is "the product of a culture modifying the land it occupies" and "an expression of how people engage with their world, how they create explanations for and experiences of their surroundings". Thus, "cultural landscapes are not only the outcome of economic activity, material culture and settlement patterns, but of the attitudes and perceptions about that landscape of those living in it. The land and the people who live upon it are deeply entwined (...)" (p. IX).

This statement in fact encapsulates the author's aim and underpins his intention to prove that Aboriginal culture cannot be correctly understood from a prejudiced European angle and a narrow view of the indigenous people's perfect adaptation to the seemingly hostile Australian environment, of their rich spirituality and their sophisticated art forms. Therefore, the author rejects the still deep-rooted European argument that Australian Aborigines were at a primitive stage of development when they encountered British colonisation.

The book is composed of four parts. In part I, "Origins of Aboriginal Australia", the author presents familiar, but also hitherto unknown facts in a broad anthropological setting and compares the early culture on the Australian continent with simultaneous developments on the islands in the Pacific, as well as in China and in Europe. The geographical conditions contributed to shaping "religious landscapes" (p. 15ff.). These are associated with the complex concept of "Dreaming" for which indigenous tribes have coined different words which designate highly differentiated myths. Thus, tracks and "dreaming strings", the "Skyworld and Underworld" (p. 25 ff.) play an important part in Aboriginal stories and helped to consolidate the mutual bonds of the people. The author also discusses the structure of social life; marriage rules resulting from Aboriginal kin classifications; totemic beliefs; the languages used; the education of children; gender, age and taboos, and the status of clans and tribes.

Part II, "Materials of Culture", deals with methods of hunting and gathering; the preparation and distribution of food; the making of tools and weapons; the habits of fire-making and cooking, etc. The artefacts described relate to the South Australian Ngarrindjeri people with whom the author is closely familiar. A separate chapter introduces art forms of the Dreaming as found in rock shelters in Western and Central Australia; the techniques and the colour material used (e.g. the dot painting tradition in the Western Desert); bark painting; sculptures on the Tiwi Islands and performance art as dance ceremonies.

Part III, focused on "Regional Differences", describes the activities of Aborigines as traders and harvesters of natural fruit according to their "seasonal calendars". The author gives detailed accounts of Aboriginal lifestyles in the South, the Central Deserts and in the North, "beyond Capricorn".

Part IV, "Cultural Change", raises a number of topical questions, starting with the first contacts between Aboriginal culture in the north with European explorers and settlers, but also with Torres Strait Islanders and Papuans, and finally the traumatic consequences for the Aborigines of the European settlement and their loss of land. The author elaborates the influence of European words on indigenous languages, the adoption of new food habits and, on the other hand, the appreciation of indigenous artefacts by Europeans. He concludes with the remark that modern Aboriginal identity is a complicated process (p. 223). The final note sounds optimistic: "... geographically remote Aboriginal communities have retained much of their pre-European customs and traditions. What varies across Australia is the extent to which Aboriginal people have been able to control this relationship. (...) Aboriginal identity survives if the self-identifying group believes that continuity has taken place. (...) The land and the people on it are locked in an endless cycle of change. The Australian landscape, as a human artefact, bears witness to the cultural changes upon it" (p. 226).

Philip Clarke's book is convincingly structured and written in a clear, intelligible style. It includes numerous historical monochrome photographs from the archives of the Adelaide museum, and several specimens of Aboriginal seasonal calendars from different parts of Australia. Each chapter is supplemented by a large number of endnotes in the appendix. The bibliography ("References") covers 25 pages and

chiefly includes publications since the late 1970s on a wide range of topics. The book concludes with a joint name and subject index.

In summary, Philip Clarke's monograph sheds fresh light on many relevant aspects of Aboriginal culture and presents the reader with an encyclopaedic survey of Aboriginal life, which is both illuminating and insightful. It is a very special experience offering instruction, enjoyment and a deeper understanding of the Aboriginal landscape.

Trudgill, Peter, 2004. *New-dialect formation. The inevitability of colonial Englishes*. Edinburgh: Edinburgh University Press. Pp xx+180. ISBN 0 7486 1876 7 (hardback). € 45.00.

Reviewed by Gerhard Leitner, Berlin

New-dialect formation, a book written by one of the leading experts in English dialectology, is welcome as it turns to the Southern Hemisphere (varieties of) English (HSE) from a historical and comparative angle. SHE include NZE, AusE, South African English, Falkland English and Tristan de Cunha (in the South Atlantic). These Englishes are related in terms of social and demographic history and have in common a range of linguistic features that suggest a family relationship of a sort. They all have, for instance, a closed phonetic quality of the short vowels in words like *hid*, *hed*, *hut* and *hot*, shift the diphthongs in words like *light*, *loud*, etc. They also have in common numerous (often non-standard) grammatical features such as double negation or the deletion of /h/ in *house*, etc. Trudgill's *New-dialect formation* looks centrally at New Zealand English (NZE), but includes Australian English (AusE), which makes it relevant for Australianists. It also turns to similar developments in former French or Spanish colonies for comparative purposes to enhance its empirical foundation.

The book with its seven chapters, a list of references, an index and a number of maps is based on a range of data. It is most genuine in relation to NZE as Trudgill's function as participant advisor in a project on the history of NZE has permitted him access to a collection of radio interviews made by the NZ Broadcasting Commission in the 1940s with New Zealanders born between 1850 and 1889. These speakers must count as first generation New Zealanders (pp x-xi). His data on AusE and South African English are more derivative, while his empirical research on Falkland English has yielded genuine data. He suggests a theory in Chapter 1 but wants to 'let the data speak for themselves'. Logically, he leaves a peripheral role, at best, for social history and demography.

Chapter 1 is entitled "Colonial dialects as mixed dialects" and outlines the theory which is refined in Chapter 7. The crucial word is (various degrees of) mixing – with indigenous and (other) migrant languages and between (British) English dialects. Complementary to mixing are linguistic changes that had been taking place independently in each of the early colonies or, alternatively, in BrE from which the dialects were cut off. The theory based on these (six) explanatory factors is called *deterministic* and assumes that "given sufficient linguistic information about the dialects which contribute to a mixture, and given sufficient demographic information about the proportions of speakers of the different dialects, it is possible, within certain limitations, to make predictions about what the outcome of the mixture will be" (p 26).

He adds that similarities between the widely separated Southern Hemisphere Englishes can be explained by the "mixtures of similar dialects in similar proportions at similar times" (p 26). He limits this determinism to a set of varieties that emerged in a "tabula rasa situation" where there were no native speakers of English prior to British colonization that would have had an impact on the colonial varieties to develop. That situation, he believes, prevailed in the areas studied. It all depends, of course, on what how he measures 'similar' – and I will come to that in the critical part of the review. A third aspect of this theory is that he assigns a formative role to children (p 27) who are not "driven by social factors such as prestige or identity" (p 28). The type of accommodation they practice is more like a "biologically given drive", an "automatic consequence of interaction" (p 28) – not a semi-conscious strategy.

Chapter 2 looks at the changes that had been taking place independently in either the post-formative period of colonial languages and in BrE dialects. They must be separated out as they have no part in mixing. (In Chapter 6 he turns to the concept of drift to explain parallel developments in widely separated, non-interacting varieties.) Such independent development are, for instance, the use of glottal stops for /t/ in, e.g. *bitter*, the use of (low) /a/ in words like *cat* in BrE or, in NZE, the centering of /i/ in *fish*. This theme lends itself to a debate about whether colonial varieties have been innovative rather than conservation (showing the well-known 'colonial lag'). He argues, rightly, that the close vowel quality in HSEs is a conservative feature though its accentuation, as in NZE, is an innovation – BrE dialects and the prestige accent Received Pronunciation (RP) have lowered them. What he fails to add is that there was apparently a fair degree of variation in BrE dialects during the 19th century (Leitner 2004a) so that there was innovation at either end. The long vowels diphthongs in words like *lead*, *day*, *die* and *mouse* are often taken to reflect a Cockney influence on NZE and AusE – *die* and *day* can be misunderstood. While he finds such 'shifted' realizations in the ONZE speakers (in the middle of the 19th century), his discussion of BrE RP and BrE dialects really amounts to saying that there was hardly any evidence for the mid-19th century. Leitner (2004a) argued for that reason that shifted vowels had been imported to Australia in a second wave of migration – while Trudgill's data on NZE might suggest the inheritance and strengthening of a weak tendency. His discussion of *h*-dropping in words like *house* is patently faulty when he says that AusE does not have that feature (Leitner 2004b).

Chapters 3 to 5 develop and apply the theory of linguistic determinism (from Chapter 1) to SHEEs. There are three stages of new-dialect formation, i.e. rudimentary levelling and interdialect formation (Chapter 3), variability and apparent leveling (Chapter 4) and, finally, determinism or the survival of majority forms (Chapter 5). At stage I (which may include the long boat journey to the colonies) rudimentary levelling eliminates extreme and minority local dialect features such as the replacement of /v/ in *village* by the sound [w] (used in *wild*). They would not spread and, as a result, speakers with such features would accommodate to the speech of the majority. There are other effects that I will pass over. But the outcome of stage I is still a wide array of variation in the speech of individuals and in inter-group communication. Importantly though, this "supermarket" scenario (cf. p 108) is

somewhat reduced and new, uncommon combinations of features are found (which include, e.g. features of ScotE and south-east of England). Prominent in this area of over-variation are vowels. This 'apparent levelling' process, he says, is carried forward by (the) children (of the first generation migrants) and affects features that are not supported by a sufficient quantity of speakers. The third stage leads to a "final, stable, relatively uniform outcome of the new-dialect formation process" (p 113) and is largely the result of the children of the second generation. In terms of time, this means that around 1890 NZE had acquired a reasonably stable and distinct shape. In terms of features, it is the majority variants that have survived.

His reliance on majority status is exemplified with a range of features in NZE: the elimination of *h*-deletion, the non-merger of /w/ and /wh/ that distinguished *witch* and *which* in traditional BrE dialects, IrE and ScotE, the retention of a front quality of /a/ in *start* and the uniform use of a schwa in weak, non-accented syllables such as in *rabbit*, which would have /ɪ/ in BrE. Equally, short front vowels retained a close quality, the diphthongs in words like *face*, *night* were shifted, etc. Without going further into his evidence, he argues that the outcome – which reflects, one should add, a new system, not a chance assembly of features – is arrived at in a probabilistic manner, based on demographic patterns.

Given that the similarities between the SHEEs cannot be explained by determinism alone, Chapter 6 argues for the notion of 'drift' or, in other words, the inheritance of underlying tendencies that show up, later and independently, in varieties that cannot be assumed to have had any kind of direct contact. Thus, the vowel in *hut*, which is a back vowel in BrE RP is fronted to reach a low front position in NZE, AusE, SthAfE, etc.

Chapter 7 refines the theory of Chapter 1 in light of a number of competing assumptions and input from creolistics. It rejects specifically any suggestion that social factors like prestige, stigma or a drive for identity play a role at all. Children are, he says, not subject to such notions – one wonders as a parent! He also says that "[I]t is chastening for linguists, moreover, to see that systematicity seems to have played a very small role here" (p 159) and that the children acquired features on a feature-by-feature basis. Yet, the outcome is, as I just said, a new system so that he ought to, at least, accept a teleological principle in addition to a demographic choice situation.

New-dialect formation comes from a leading expert in English dialectology and must count as a significant contribution to the field of 'colonial' dialects. But there is room for criticism – on top of the few remarks already made. A good deal of what he says applies to AusE, of course, and it is from that angle that I will make some comments.

To begin with a seemingly minor error, on p 23 Trudgill refers to Mitchell's allegedly claiming that AusE had assumed a recognizable shape by 1861, which he uses in support of his own conjecture of 1855. However, Mitchell was saying there that the broad accent of AusE had emerged around 1840 and the distinction between the broad and the general accent was noticeable by 1861 (or somewhat later). That makes a crucial difference since AusE precedes any of the other HSEEs by decades and was

recognizable at the time NZ was beginning to be settled! That casts some doubt on his premise that SHEs arose at a similar periods of time, with similar admixtures from BrE dialects and in similar proportions (pp 23ff). A number of consequences flow from that correction. The first is that he cannot reject a formative role of AusE on NZE as lightly as he does. Secondly, he tends to look at the 19th century as if it was an immutable unite and only rarely refers to changes in BrE during that century (Görlach 1999; Leitner 2004a). A case where he does that is when he says that diphthong shift was a feature of that was spread out from London by the middle of the 19th century. MacMahon (1998), incidentally, says that it was noticed only towards the 1880s. What is clear is that diphthong shift could not be a feature of AusE in 1840 and that, as I argued in Leitner (2004a), it must have been imported later, in a second wave of migration. The possibility of influences of later migrants on the texture of colonial Englishes is not taken into account by Trudgill. His view of the rise of HSEEs is that they developed on the basis of a first initial wave of immigration, was carried forward by a first generation of children and focused into a distinct variety by the second generation of children. Complete isolationism is the hallmark of his theory. And that is not only credible as such; it runs into problems with the data and contradicts a theory that assumes mixing to be the prominent characteristic. One might add that Trudgill ignores the fact that the Industrial Revolution made many of the later settlers in Australia, New Zealand and elsewhere to leave their rural villages and to migrate into the cities nearby or far away in search of work in Great Britain prior to emigration (Jupp 1998). Tens of thousands of Irish people migrated to Britain. Görlach (1999) argues convincingly that these migrations shifted the dialect boundaries and levelled some of the traditional dialect features and most must have become acquainted with the features of far-away dialects.

More peripherally, the list of references contains numerous titles not used in the book, the maps on pp xiv to xvii may be typical of many linguistic studies but do not contain sufficient information on, e.g., national boundaries, well-known cities or regions, etc., and are as a result simply incomprehensible to the non-initiated or the professional geographer. Even worse are the 13 dialect maps in the body of the book. The county map of the "United Kingdom" is really about England and does not have information on the period of its validity; counties have often changed their boundaries. He might well have used the *dtv Atlas. Englische Sprache*, edited by Wolfgang and Karin Viereck and Heinrich Ramisch (2002).

References

- Görlach, Manfred, 1999. *English in Nineteenth Century England*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Jupp, James, ed., 1988¹. *The Australian people*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Leitner, Gerhard, 2004a. Beyond Alexander Mitchell's views on the history of Australian English, *Australian Journal of Linguistics* 23(2). 281-309.
- Leitner, Gerhard, 2004b. *Australia's many voices. Australian English – the national language*. Berlin: Mouton de Gruyter.

- MacMahon, Michael, 1998. Phonology, in: Suzanne Romaine, ed., *The Cambridge history of the English Language*, Cambridge: Cambridge University Press. 373-535.
- Viereck, Wolfgang, Karin Viereck, Heinrich Ramesch, 2002. *dtv Atlas. Englische Sprache*. München: Deutscher Taschenbuchverlag.

Elders. Wisdom from Australia's Indigenous leaders. Photographed and recorded by Peter McConchie, 2003. Cambridge: Cambridge University Press. 0 521 53924 2 (Pb), 0 521 83152 9 (Hb).

Reviewed by Gerhard Leitner, Berlin.

Wisdom ist eine *verbatim* edierte Sammlung von Geschichten, die Peter McConchie in den Jahren 2001-02 von Aboriginal Elders aufgenommen hat. Sie ist eingeleitet durch Vorworte der beiden prominenten Führer von Aborigines, Mandawuy Yunupingu – der u.a. durch eine Musikband bekannt ist – und von Lowitja O'Donoghue. Yunupingu endet sein Vorwort mit dem Satz: "So, now we write in your language with our timeless wisdom. Learn from us, as we have had to learn from you" und O'Donaghue endet mit "These pages contain the true voice of the land and the sea".

Das ergibt eine Perspektive für das Lesen der neun, thematisch gegliederten Erzählungen, die überschrieben sind mit Titeln wie "Healing" von Max Dulumunmun Harrison, "The Land" von den Elders der Kupa Piti Kungka Tjiltjuta, nordwestlich von Adelaide, "Hunting" von Nungki Yunupingu, des Gumatji Clans der Yolngu Nation, "Gathering" von Laklak Marika und Bunthami Yunupingu, etc. Es kann hier nicht auf alle Erzählungen detailliert eingegangen werden, dazu sind sie zu heterogen, zu persönlich, zu provizierend. Sie vermitteln insgesamt ein Bild eines Aboriginalen Australiens, das an seine traditionelle Vergangenheit anbinden, sie wieder zu Leben erwecken will. So findet der Leser überall Hinweise auf die Totems der Erzähler, der Stämme oder 'Nationen', der Bedeutung des Landes, der Sprache – aber auch spezifischere Erzählungen über Jagdszenen, über reflektierte Erlebnisse, über das Verhältnis der Aboriginal mit den weißen Australiern. (Das Thema des Verhältnisses mit Zuwanderern im 19. Jahrhundert aus China, Südasien oder dem Pazifik wird nirgendwo angesprochen.)

Die Stellung des Buches zwischen dem Autor, den Erzähler und den Lesern ist schwer zu fassen, was für viele derartige Publikationen gilt. *Verbatim* transkribiert, versehen mit Überschriften und bebildert vermittelt es einen ästhetisch reichen Inhalt. Es enthält – ästhetisierte und damit fiktionalisierte Zeugnisse der Träger der Kulturen der Aborigines. Enthält es Ansprachen an den Leser? Aufforderungen zum Dialog, dem viel beschworenen *two-way learning*, für das Mandawuy Yunupingu ja bekannt ist? Es ist ein faszinierend ansprechendes Buch. Und doch bleibt für den Rezensenten die Frage, wie dieses Buch für einen Dialog zu verwenden ist. Für den Selbstdialog, ja! Doch wie geht man damit um, wenn man es im Unterricht an Schulen, Universitäten oder anderen Bildungseinrichtungen verwenden wollte? Dort müsste man mehr didaktische Hilfe haben, erfahren, wie man Widerspruch erheben kann – der Totemismus kann ja kein ernsthaftes Modell für Religion sein, oder? Welche Rolle kommt dem Lehrenden als Vermittler zu? Der Hinweis McConchies, man solle

das Buch mit Sorgfalt und Umsicht verwenden, bleibt für den uneingeweihten Leser schwer verständlich. *Elders* bleibt ein schwieriges, wenn auch faszinierendes Werk.

Dann, Dora, 2003. *Warnaygu bayalgu. Digging for food*. Geraldton: The Yamatji Language Centre. ISBN 1 875661 08 5.

Rezensiert von Gerhard Leitner.

Die Autorin wurde auf der *Byro Station*, einige hundert Kilometer nordöstlich von Geraldton in Westaustralien geboren, hatte einen schottischen Vater, den sie nie kennen lernen sollte und wurde von ihrer Mutter und dem Steifvater auf traditionelle aufgezogen, obgleich das einen häufigen Ortswechsel in der Region nach sich zog, um Arbeit zu finden. Sie heiratete, hatte vier Kinder und die Familie war wieder auf dem Weg – von einer Arbeitsstätte zu nächsten. 1992 ließen sie sich in Geraldton nieder, wo es ihr gelang, den Versuch der "Aboriginal Welfare" Behörde abzuschmettern, ihr ihre Kinder wegzunehmen.

Digging for food ist also ein Werk von jemanden, der den Busch kennt, der mit der Pflanzen- und Tierwelt vertraut ist und weiß, welche Pflanzen, welche Büsche, Bäume zum Essen, für medizinische oder andere Zwecke geeignet sind. Die vier Kapitel behandeln denn auch "Bush foods", "Meat", "Trees" und "Other interesting things from the bush". Annotiert ist das kleine Büchlein mit einem Aussprache- und Wortverzeichnis der Wajarri sprache. Es ist bebildert und illustriert und geschrieben für den Gebrauch in Schulen Westaustraliens, die einen hohen Anteil an Aboriginekinder haben.

Und somit ist es weiteres Zeugnis – vgl. *Elders* oben – dafür, wie Aborigines versuchen, ihre traditionelle Lebensweise wieder zu Leben zu erwecken und an die nächste Generation weiter zu geben. Für den europäischen Leser wird es ein kleines, anregendes Werk sein, das hilft zu verstehen, wie Aborigines gelebt haben. Für Schulen dürfte es sicherlich von Nutzen sein.

Paula Hamilton, Paul Ashton (eds.), 2003. *Australian Cultural History (ACH) 22. Special issue*. University of Queensland Press. 216 Seiten. ISSN: 0728 8433, ISBN: 0 7022 3473 7.

Rezensiert von Volker Raddatz, Humboldt-Universität Berlin

Die Herausgeber beschreiben Ziel und Inhalt ihres Bandes wie folgt: "This special issue of ACH reports and reflects on the initial findings of 'Australians and the Past', a national survey investigating the ways Australians learn about, value, and act on their history." Damit wird ein empirisches Projekt aus den Jahren 1999-2002 (betreut von der University of Technology, Sydney) dokumentiert, welches die zentrale Frage nach den "historical sensibilities of our own culture" (S. 1) zu beantworten sucht. Eine solche Bestandsaufnahme des australischen Geschichtsbewusstseins gilt als primäre Voraussetzung für den - kollektiven wie individuellen, öffentlichen wie privaten - Umgang mit der eigenen Vergangenheit, die ihrerseits als wesentlicher Teil der nationalen Identität verstanden wird. Gesellschaftspolitischer Auslöser der Studie ist die langfristige Beobachtung eines defizitären Geschichtsverständnisses in

quantitativer und qualitativer Hinsicht (vgl. einerseits das abnehmende Interesse australischer Schüler am Geschichtsunterricht, andererseits den historisch noch immer belasteten Diskurs mit den Aborigines). Folgerichtig orientiert sich die Untersuchung an einem breiten Spektrum heterogener Bezugspersonen, das vom Makrokosmos öffentlicher Einrichtungen (Parlament, Medien, Interessenverbände, Universitäten, Schulen, Museen) bis zum Mikrokosmos einzelner Familien reicht (S. 7: "Our primary interest was to interview 'ordinary' people who had no formal interest in 'History'"). Dieser Referenzrahmen wird umso komplexer, als die Befragung neben ethnischen und regionalen auch alters-, gender-, bildungs- und berufsspezifische Gesichtspunkte berücksichtigt. In diesem Sinne ist das einführende Kapitel ("Survey and Methodology") besonders gelungen, denn es gibt einen guten Überblick über die Vorgesichte, Terminologie, Strukturierung und methodische Durchführung des Projekts. Dabei offenbart, neben der Auswahl der Adressaten (s.o.), die Konzeption des Fragebogens einen tiefen Einblick in das historische Selbstverständnis der Projektleiter selbst, die sich von insgesamt fünf Kernbereichen besondere Einsichten in das Geschichtsbewusstsein der Befragten versprechen. Es handelt sich um (1) historische Aktivitäten (z.B. Museumsbesuche, Lektüre historischer Quellen, mündliche Überlieferung innerhalb der Familie); (2) historische Glaubwürdigkeit (z.B. Politiker, Geschichtslehrer, Medien oder Ausstellungsexponate); (3) historische Daten und Schauplätze (z.B. Anzac Day, Australia Day, War Memorials); (4) historische Begriffe und Dimensionen (z.B. Familiengeschichte, Stammesgeschichte, nationale Geschichte); (5) Angaben zur Person (s.o.).

Der Versuch, das skizzierte Projekt in seiner Breite und Tiefe angemessen zu dokumentieren, gelingt mit zwei Vorbehalten. Anerkennung verdient zunächst der hohe interdisziplinäre Vernetzungsgrad zwischen den insgesamt 14 Beiträgen, deren Autoren und Autorinnen einem breit gefächerten Berufsspektrum angehören (Schul- und Hochschullehrer aus historischen, soziologischen und ethnologischen Disziplinen, Verbandsfunktionäre, Museumsdirektoren, Sozialarbeiter). Eindrucksvoll ist auch die Textsorten-Vielfalt, welche von den Grundlagen wissenschaftlicher Arbeit (Ziele, Gegenstände, Methodenbewusstsein) über die analytische Darstellung einzelner Aspekte (Fallstudien, demoskopische Umfragen, statistische Erhebungen) sowie die kritische Auseinandersetzung mit kontroversen Schlüsselbegriffen (Identität, Kultur, Nation) bis zur authentischen Wiedergabe subjektiver Wahrnehmungen (Vorurteile, Klischees, persönliche Meinungen und Erfahrungsberichte) reicht. Es liegt nahe, dass eine derartige Bandbreite von Texten höchst unterschiedliche Reflexionsebenen hervorbringt, zu denen der akademische Diskurs (etwa die postmoderne These von *history as narrative* oder die Diskussion um *historical literacy*) ebenso gehört wie die Vielzahl konkreter Beispiele zum individuellen Geschichtsverständnis der Befragten. So ist die Studie nicht nur gut lesbar, sondern vermittelt auch eine ganze Reihe von interessanten, teilweise überraschenden Ergebnissen: z.B. die absolute Dominanz von Familiengeschichten als historische Motivations- und Informationsquelle bei *indigenous* und *white Australians*; die relative Bedeutungslosigkeit historischer Feiertage wie *Australia Day* für die Bildung eines nationalen bzw. kollektiven Identitäts- und Geschichtsbewusstseins; die anhaltende Interferenz des *convict trauma* bei der Überwindung historischer Tabus; die zögerliche Akzeptanz multiethnischer

Migrantenkulturen durch die länger ansässige Bevölkerung britischer Herkunft. Unerwartet mag sicher auch die Erkenntnis sein, dass die Glaubwürdigkeit australischer Geschichtslehrer in der Umfrage deutlich hinter Museums-Exponaten, Sachbüchern, Zeitzeugen, ja sogar Tageszeitungen eingestuft wird (Politiker bilden hier übrigens das Schlusslicht.). Vor dem Hintergrund dieser Einschätzung gewinnt das abschließende Kapitel *Teaching History* (welches u.a. Richtlinien und Qualitätsmerkmale für einen kognitiv und affektiv effizienten Geschichtsunterricht aufstellt) besondere Bedeutung.

Die mit Abstand besten Einzelbeiträge sind *Aboriginal Family History: Some reflections* (hier erscheint "Geschichte" besonders überzeugend als Ergebnis subjektiver Wahrnehmungen) sowie *Heritage, Self, and Place*. Dieser Aufsatz lässt sich auf zwei Ebenen lesen und verdient daher doppelte Aufmerksamkeit. Einerseits bringt er eine detaillierte Erörterung urbaner und ländlicher Existenzformen ("Stadt- und Landkultur") und folgt dabei der Dialektik von *persistence and change*, wie sie schon Raymond Williams in seinem Buch *The Country and the City* postuliert hatte. Von besonderer Relevanz für das Geschichtsverständnis ist die Erkenntnis, dass die Stadt zunehmend als der Ort begriffen wird, "where standards are formed and paradigms established within which the world is supposed to make sense." (S. 162) Andererseits formuliert der Beitrag substantielle Kritik an dem durchgeführten Projekt, angefangen bei einer zu starken Orientierung an der US-Studie *The Presence of the Past. Popular Uses of History in American Life* (1998) bis hin zu dem Einwand, dass der verwendete Fragebogen durch seine kollektiven und extrinsischen Prämissen allzu wenig Raum für persönliche und intrinsische Antworten lässt: "The questions in the survey, taken as a whole, bypass the way in which people, wherever they live, participate as a matter of personal identity, citizenship, and livelihood, within the continuum of past-and-present." (166) Auf das Generalthema bezogen lautet die mahnende Schlussfolgerung: "... that intellectual approach is not one which stresses the inwardness of the heritage experience." (S. 169) Wie weit eine so "detailverliebte" Forderung nach individueller Differenzierung (etwa S. 167: "They might have been asked, for instance, how far children's bed-time, dinner-table and Christmas rituals are kept up") von einer flächendeckenden Umfrage überhaupt zu leisten ist, sei dahingestellt.

Aus meiner eigenen Sicht weist die Dokumentation zwei nennenswerte Schwächen auf, die weniger den einzelnen Autoren als den beiden Herausgebern anzulasten sind. Zum einen handelt es sich um (durchaus vermeidbare) Redundanzen, die teilweise in wortwörtlichen, teilweise in sinngemäßen Wiederholungen von Informationen und Argumenten bestehen. Drei Beispiele für derartige Koordinationsdefizite mögen genügen: (1) Die Konzeption des Fragebogens wird zunächst auf S. 33, dann wieder auf S. 45 detailliert vorgestellt; (2) die Frage nach der Glaubwürdigkeit historischer Quellen (*trustworthiness*) erscheint, z.T. in identischen Kontexten, auf den Seiten 33, 45, 118, 131, 144, 151, 176; (3) der psychologische Stellenwert des *Anzac Day* für ein nationales Geschichtsbewusstsein wird auf den Seiten 25, 57, 61, 66, 75, 77-81 thematisiert. Die zweite Schwäche liegt in der offensichtlichen Bereitschaft, ein Ensemble von qualitativ höchst unterschiedlichen Beiträgen zu publizieren, ohne sie

im Einzelfall auf ihr Reflexionsniveau zu überprüfen. Anders lässt sich das Nebeneinander von terminologisch-informativ-argumentativ anspruchsvollen Aufsätzen einerseits und offensichtlich banalen "Wahrnehmungen" drittklassiger Relevanz kaum erklären. So hätten - trotz Anerkennung der (notwendigen) Heterogenität des gesamten Projekts - weite Teile des Kapitels *Authenticity Matters: Historical Re-enactment and Australian Attitudes to the Past* an der redaktionellen "Schmerzgrenze" zurückgewiesen, wenigstens aber (selbst-) ironisch überhöht werden müssen. So aber, bei naiver Lesart, präsentiert sich Authentizität (der Begriff wird 21mal bis zum Überdruss verwendet) in ihrer banalsten Form, wenn die Existenz von "three thousand active, self-styled 'historical re-enactors'" (S. 106) als Chance gesehen wird, "to investigate further aspects of public history." (S. 105) ... Performing history by clothing the body with signifiers of authenticity, surrounded by staged and evocative landscapes provides a window onto the possibility of how the past might have looked and felt." (S. 106) Erst jetzt erhält der Leser die einzige bedeutsame Information, dass das Interesse solcher (natürlich *non-indigenous!*) Gruppen weniger der eigenen, australischen Vergangenheit gilt: "A majority of all re-enactment groups portray foreign pasts, including European and American Renaissance, colonial, 'Napoleonic', and Greek and Roman 'Ancients'. Indeed, many Australian re-enactors have multiple overseas histories hanging side by side in their re-enactment wardrobes." (106) ... Konsequent beschreibt der Autor jedes noch so triviale Detail. Zum Beispiel begegnet unter dem pompösen Untertitel *Immersed in Authenticity* folgende Skurrilität: "Indeed, one Australian re-enactor I know, without ready access to European trees, wants his seventeenth-century pike (a long spear) to be as accurate as possible. To this end he is currently growing an oak tree, waiting fifteen years at least for it to be the right length." (Immerhin gibt der Autor diesmal zu bedenken: "Perhaps here we over-compensate in authenticity ...") (S. 108) Angesichts einer derartigen Fülle von bestenfalls entbehrlichen, schlimmstenfalls peinlichen Details gerät die zentrale Erkenntnis eines weitgehend traumatisierten Verhältnisses zur *australischen* Vergangenheit zwangsläufig zur Nebensache. Lediglich am Ende heißt es zutreffend: "I have argued here that the turn to overseas and distant pasts reflects a rupture in Australian social memory." (S. 114) Jedenfalls beeinträchtigt die plakative Reduktion des Geschichtsverständnisses auf nostalgische Accessoires und rituelles Historientheater das Niveau des ganzen Artikels.

Insgesamt leidet der Band unter einem Mangel an Qualitätsbewusstsein. Immer dann, wenn thematische Breite und perspektivistische Vielfalt zu Lasten gedanklicher Tiefe gehen, droht ein durchaus produktives Unternehmen kontraproduktiv zu werden. Daher kann - bei allem Respekt vor der organisatorischen Leistung - diese Dokumentation nur auszugsweise empfohlen werden.

Clarke, Frank G., 2002. *The History of Australia*. Westport & London: Greenwood Press.

Reviewed by Frank di Marco

To find a concise history of any nation is always enjoyable but rather difficult, it is delightful that The Greenwood Histories of the Modern Nations try to do exactly this.

Finally, Australia is on the agenda with Frank G. Clarke, a historian at Macquarie University in Sydney as the author. At the very beginning in the series foreword the series editors state clearly to whom *The History of Modern Nations* series should be useful: "students and interested laypeople". (p. vii) Writing to this audience can be dangerous for it is always a thin line between being scientifically correct and yet writing a prose that the intended audience can relish. This aim is well achieved in *The History of Australia*. This history is indeed a fine example of good story telling and at times one can even find it difficult to put down. This particularly relates to chapters 2 and 3 on "Aboriginal Australia" (p. 9 – 20) and "European Arrivals and Colonization" (p. 21 – 39) as well as the last chapters dealing with post World War II Australia up to 2001.

The narrative approach to history, as readable as it is in any case, has its shortcomings. To increase readability and flow of the text, Clarke keeps his apparatus of end notes very small. Because of this, it is not always traceable where his information comes from. This is especially evident in the aforementioned chapter 2. In his bibliographical essay he names only three books on the topic, but not from which books the findings on "Traditional Economy" (p. 14/15) for instance come. Thus for an advanced student it is hard to go deeper into specialised fields. The prose of the book is very fluent, as I have mentioned, despite the eager fragmentation of the chapters into smaller units. This makes it possible to read small portions of the book without losing oversight – a concession, I think, for laypeople.

There are two more features of the book that earn mentioning. At the beginning there is an elaborate timetable on three pages that lists the country's most important historical events. Of course any such list is debatable, but I want to ask why the publication of the *Bulletin* in 1880 is the sole cultural event listed and not, for instance, the Nobel Prize awarded to Patrick White in 1973, and if an entry like "2000 Sydney Olympic Games a huge success" (p. xvi) is really on the same historical level as "1901 Inauguration of the Commonwealth of Australia; ...". (xiv) The second list is "Notable People in the History of Australia". (p. 213 – 217) Again, Patrick White is missing but he finally can be found on p. 162 in a short paragraph called "The Arts". These shortcomings are, of course, seen from a literary perspective and should not be overly stressed. Yet (particularly to "students and laypeople") the cultural aspect of the development of a nation can also be helpful.

During the reading of the book one interesting fact catches the reader's eye. It is Clarke's dwelling on the effects of the El Nino Phenomenon on the development of Australian economy as a whole, but especially on farming. In the Index, the key word "El Nino" has as much entries as "Fair Go" and almost as much as "Farming". It remains without doubt, that this climatic peculiarity is of major importance with regard to Australia, but it need figure so prominently. As this phenomenon has achieved some public interest in recent years, it seems to me that El Nino's prominence – it is even mentioned on the back cover blurb – is a marketing technique. On the other hand, this is more evident to the fact that Clarke strives for *The History of Australia* to be up to date! Being published in 2002, it encompasses the political events of early 2001, especially the Referendum. To anyone who is involved in or has

a vague idea of how publishing functions, this is really admirable. But, as will be seen below, this actuality has disastrous outcomes.

There are two things in the book that reverse the overall rather positive impression. The first is a technical point and shows that the above mentioned actuality can also have its shortcomings in that obvious mistakes escape final editing. This happens twice in the same context with the same phrase regarding to the 2001 Referendum: "the bicentenary of federation in 2001". (p. 188 and 199) Sic! This mistake is not excusable. The dates 1788 and 1988 seem to be so strongly anchored in the mind of the author and/or the publisher, that any jubilee is a *bicentenary*. The period of 1901 to 2001 to my understanding is a *centenary* as it comprises 100 years not two hundred. The identical phrase appearing twice incorrectly in the book gives me the impression of a loveless haste towards publishing. A little more patience and passion for the subject would have been favourable in this point.

Even worse is the second point I wish to mention. Clarke stresses his political point of view early in his preface when he elaborates his position on the European arrival: "Modern Australia has its foundations in these two cultural strands, and the unresolved tensions between them continue to bedevil a community that still has not attained a reconciliation between black loss and disempowerment and white obduracy and refusal to acknowledge the reality of invasion and theft." (p. xi) They are, however, harsh words for an author who claims three lines below "I have striven for balance and objectivity and to avoid unfairness and bias." (ibid.) This rather liberal point of view surely is accepted in the academia. What he writes on p. 145 under the heading "Australia in a Wider World" with reference to the Cold War however almost knocked me over: "In Europe, the soviet-sponsored communist regimes in Hungary, Poland, Estonia, Latvia, and East Germany quickly showed themselves to be as repressive and brutal as *anything* the Nazis had organized." (my stress) This sentence is unbelievably silly and inconsiderate. The author implicitly denies the singularity of the Holocaust by suggesting that the regimes in the mentioned states were "as repressive and brutal as *anything* the Nazis had organized". A fact that, at least to a German reader like myself, is very disturbing. Having in mind the intended audience, "students and laypeople" this inconsiderate slip is fatal. It is not only the denial of the singularity of the Holocaust but the accusation of the mentioned states, randomly picked from the post war socialist satellite states of the former USSR, to be as repressive and as brutal as anything the Nazis had organized. Of course, they were communist undemocratic states, but so were Yugoslavia, Romania, Bulgaria and others. They were repressive indeed and brutal to some extent, but they did not commit genocide as did the Nazis. Yet, Clarke implicitly claims exactly this. Thus it must be said, that this book has no constructive role to play in classrooms and "interested laypeople" should refrain from buying this book.

To conclude, the book is a superb example of how in an ever faster going world products tend to turn out defective for lack of quality control. Many cars are recalled by the manufacturers because they were designed, engineered and finally built under too much time pressure. Such mistakes can happen for the same reason to intellectual products such as books. I doubt that Greenwood Press can or will call back this book –

but I hope that the remaining stock will be replaced by a more carefully edited second edition.

Sutton, Peter, 2003. *Native title in Australia. An ethnographic perspective*. Cambridge: Cambridge University Press. ISBN 0 521 81258 5 (hardback). £ 50.00.

Rezensiert von Gerhard Leitner, Berlin.

Native title, the land rights issue, are amongst the more complex constitutional and legal areas in Australia. Peter Sutton, one of the leading experts in this and other fields such as Aboriginal languages and arts, is writing for anthropologists, practitioners and lawyers, for the lay person. He addresses intricate themes of Aboriginal Australia prior to and since colonization from the perspective of him as expert anthropological witness in Court. He describes in some detail his approach and the book's structure, often giving advice to readers as to what they might wish to read first before they proceed. However, the book is based on a collection of published and unpublished papers and, while Sutton took care to edit them to establish cohesion, there appears to be some overlap that blurs the underlying objectives of each chapter. My review will not be done from the angle of the writer's intended audience but from that of the general Australianist and ignore those parts that I perceive to be somewhat repetitive.

The history of native title is not addressed at length. Native title challenges the *terra nullius* view that the British government adopted at the beginning of colonization and applied unaltered as the colonies expanded in 1825, 1829, 1831 and when in 1879 Britain claimed the remaining Torres Strait Islands (cf. p 137). The point of insisting on this fact is that the *terra nullia* position has a rather short history in parts colonized later and hence there was scope for traditional land rights to exist unaffected for longer. The historical background, starting with the re-affirmation of the *terra nullius* doctrine in 1971 to the *Mabo* judgement in 1992, the *Native Title Act* of 1993, its amendment in 1998, etc., are summed up in the Introduction (pp xiv-xv). Following the legal definition of *title*, the principled positions taken by the High Court is surveyed briefly so as to establish a basis for the chapters to follow. Sutton may be seen to structure the book around the definition of Native Title and the requirements necessary, it may be good to begin with the definition and some comments:

The expression of *native title* or *native title rights and interests* means the communal, group or individual rights and interests of Aboriginal peoples or Torres Strait Islanders in relation to land or waters, where:

- (a) the rights and interests are possessed under the traditional laws acknowledged, and the traditional customs observed, by Aboriginal peoples or Torres Strait Islanders; and
- (b) the Aboriginal peoples or Torres Strait Islanders, by those laws and customs, have a connection with the land or waters; and
- (c) the rights and interests are recognised by the common law of Australia.

(underlining mine; *Native Title Act* of 1993; section 223(1), from Sutton (2003:xv))

Underlined passages refer to what rights are; who can claim them or any (including the question of inheritance, loss, and acquisition other than inheritance); who has the right to acknowledge them; and how they can be recognized by Australian law. Since

native title is about the proof of a tradition of rights, the distinction between "classical" and 'post-classical' social and cultural formations and practices" (p xvii) is an important one and replaces that between *traditional* and *non-traditional* practices. The former relates to formations and practices that seem to be much the same as those that can be reconstructed for the pre-colonial period, the latter relates to have emerged since colonization. The reason for this terminology is that colonization has not, as I said above, affected the entire continent in 1788 and that there has been a level of continuity and cultural transformation that has maintained pre-colonial practices. The terminological distinction and the transformation of all aspects of societies shows up throughout the book and leads to a crucial insight for many Australianists abroad.

Chapter 1, entitled "Kinds of rights in country", starts with the kinds of rights there could be relating to land. Sutton surveys a taxonomy of rights, of how rights are passed on, gained (in, e.g. unoccupied land) or lost. The oppositions or scales between rights vs. privileges, primary vs. secondary (or derivative) rights, actual vs. potential rights and, importantly, core vs. contingent rights seem useful, as are the concepts of 'land as units of tenure' and 'land as units of economic use'. Native title claimants often seek to gain different types of rights and the High Court has worked on the 'bundle of rights' principle so as to do justice to large numbers of claimants rather than to small groups. An important point is that Aboriginal land is 'inalienable' (p 21) – just like, say, the land that carries the name of 'Germany' is inalienable. Another important observation concerns that co-existent rights have emerged between traditional owners and pastoralists since colonization. And, importantly, pastoralism often did not amount to a "direct philosophical assault in Aboriginal cultural traditions" (p 36), which was the case with Christian missions.

Chapter 2, "Local organisation before the land claims era", (and various parts of other chapters) place Sutton's positions in the wider research history. Chapter 3, "Aboriginal country groups" continues the theme of social organization (ignored above) and deepens the discussion of who could legally claim title. But it begins with the role of anthropologists in title cases as experts and witnesses, continues with the hierarchies of potential title holders (of various types of rights) and turns to the issue of what must be done to gain a true picture of the situation in light of the fact that there is a lot of variation in even closely related geographical and social areas such as the Cape York peninsula. Worse than that, different names for potential title holders, the fact that names may have changed may make the identification of rightful claimants difficult. It is interesting to refer here to his brief treatment of individuality as a potential factor. He says that "the idea of a private encounter between ungrouped individuals is not easily assimilated to classical Aboriginal views of how such events have meaning" (p 63). Yet, he does show that individualism was not entirely unknown in the Western Desert region, in contrast to the coastal Wik area. As a result (in most cases), it is groups that attract names and identity rather than networks of interaction. And it is groups that have rights to what is called *estates* in anthropology. Estate rights are passed on to individuals in their capacity of members of a group. While rights in land are tied to groups, individual associations with or (types of) rights in a number of estates comes about through a range of cultural practices, marriage patterns, and the

like. More generally, "Ownership", he says, "is not a given, but an accomplishment" (p 82), but it remains unclear if this *accomplishment*, once it was achieved, could ever be (rightfully) challenged. The chapter also contains an extensive discussion of the relationship between language and groups.

Chapter 4, "Atomism versus collectivism", once again starts with advice to practitioners on how to collect relevant background information but deals specifically with the issue of whether there is a regional layer on Aboriginal social organization, a layer above the local one, that negotiate the space between local groups and (non-existent) Australian-wide networks. He strongly argues for such a regional layer and rejects the idea that this was not a feature of classical Aboriginal societies: "The argument that large-scale decision-making, such as that involved in a regional response to a major development proposal, had no place in Aboriginal life ... and cannot be part of Aboriginal tradition can be refuted on two grounds. First, Aboriginal tradition is grounded in, but not bound by, conditions and practices of the pre-colonial past.... Second, large-scale gatherings were typical of ceremonial events in early times" (p 90). This points to one of the central themes of his book, *viz.* that (classical) Aboriginal traditions have not been abolished (with exceptions) but have often transformed into novel responses to the challenges posed by the colonizers – and that these novel responses, to the extent that they have some level of (legal) historicity – must be accepted in native title claims. He shows, by implication, that the 'traditional' contrast between *traditional* and *post-colonial* societies is erroneous in that it overlooks cultural transformations and that it makes sense to speak of classical vs. post-colonial societies, etc. Of course, a regional layer meets numerous problems to do with the (lack of) congruence of regional land tenure systems and regional polities (p 91) and the lack of available data but the concept as such should replace that of *nation* that was in common use for some time and gives greater freedom of local features and does not require structured polities. He discusses other terms such as (various senses of) 'community' etc. in this context.

Chapter 5, "Underlying and proximate customary titles", follows logically and maintains that titles have been maintained (in general) with a high level of robustness (p 111). Given these scenarios, the notion of Law is a central theme; Law derives from "ancestral people of Dreamings and is passed down the generations in a continuous line" (p 113). Sutton goes on to show how land rights emanate from the wider law principles. 'Underlying' or 'immediate' title can be claimed by groups and are about the geographic extension of land, the control of access, etc., while 'proximate title' entails right over overarching rights, emanating from Dreaming, and is associated with regions or neighbourhood tribes. Sutton goes on to discuss aspects of succession, divestment, etc., and comes to an assumed link between language and culture and argues that linguistic expressions allegedly express or, at least, refer to issues of title-hood.

Chapter 6, "The question of system", continues the theme of Law and asks if one can speak of a law system and/or of social practices prior to and since colonization that might bolster up any title claim. Sutton indeed shows that Aboriginal Law and related practices add up to a *system*, which was, however, flexible across the continent and can rarely be put into a single codex of laws. In passing, one might add that different

legal and cultural traditions co-exist happily and develop in European countries – witness the European Court and British common law, new legal areas such as maritime or space law. There is, as he points out, continuity and change – despite of colonization. But again he also shows variation across the continent and asks how much (legal) *fluidity* is sufficient to legally deny the status of 'system of law' (p 140). Once again, the Western Desert seems to stand out with its flexibility, which however does not apply to other regions. "The Western Desert is", he says, "the region that seems to have been in the greatest demographic instability at the time of colonisation" (p 143). While that may be due to 'ecological uncertainties' (*sic!*), he agrees with McConvell that this may reflect the recency of using that land. According to a range of evidence, the move of Desert languages to the east of Hamersley Ranges began less than 3,000 years ago and contact with the Hermansburg region was as recent as 1,000 ago. It thus seems fundamentally flawed to speak of a static society and to expect total stability over thousands of years. The fluidity has continued after colonization with, e.g. fringe dwellers, such as of Darwin, leading 'double lives'. As fringe dwellers and at the time of assimilation and oppression they "played down and actively suppressed their concurrent memberships of fourteen different descent-based stocks affiliated with fourteen different hinterland languages", but "when representing themselves as the Wallaby Cross mob they 'generally submerge original ethnicities and present themselves as a grouping united in what they call 'that Dawin style we got'" (p 147). Given flexibility in relation to region, period of time and habitat, Sutton continues to explore variations in marriage rule systems (as against actions), patrilineal groups, the use of the concept of *corporation* (with a shared purpose) for social units, that of *clan*.

Chapter 7, "Kinship, filiation and Aboriginal land tenure", looks at the role of kinship in forming and maintaining polities. And Chapter 8, "Families of polity", concludes with a discussion of the changes that have been brought about by colonization. In post-classical social organization, the "cognatic groups are not 'extended families' of living people with a role confined to kinship and mutuality ... [but] they are kin groups of enduring and central importance to the conduct of Aboriginal business." (p 210). Such 'families of polity' form a central element of public life. Terms like 'Adelaide Nunga' or 'Brisbane Murri' are linguistic manifestations of this organization.

While I could not write from a legal or lawyer's perspective, it seems to me that the book may get another dimension if one keeps in the back of one's mind the situation of rights in relation to land and tangible property in Europe and asks what rights 'title-holders' may have, acquire or be given by acts of will or inheritance. It is obvious that (national) land such as Germany is as inalienable as is indigenous land. All rights conveyed to individuals (and their heirs) are framed within this overall right that may and, normally is, relegated to lower-level bodies such as the *Land*, the *Gemeinde*, etc., which establish restrictions on the kind of uses that can be made with a (piece of) land. The (important) gist of the book then is to show that Aboriginal societies reflect much the same structural elements and to highlight the irresponsibility of the *terra nullius* doctrine for so long. Sutton shows the diversity of classical and post-classical patterns and provides insights why Native Title is such a complicated matter in Australia.

Aus der Gesellschaft für Australienstudien e.V.

GESELLSCHAFT FÜR
AUSTRALIEN-STUDIEN e.V.



Der Vorsitzende
PROF. DR. RUDOLF BADER
RÖMERSTRASSE 35
CH-3047 BREMGARTEN

ASSOCIATION FOR
AUSTRALIAN STUDIES e.V.

TELEFON: (0041) 31 301 07 11
TELEFAX: (0041) 31 301 07 22
E-MAIL:
rudolf.bader@bluewin.ch

Bremgarten, 17. November 2003

RUNDBRIEF NOVEMBER 2003

Liebe Mitglieder unserer Gesellschaft

Die Zeit seit dem letzten Rundbrief im Juni 2003 ist für unsere Gesellschaft nicht sehr ereignisreich gewesen. Immerhin hat sich jedoch hinter den Kulissen einiges getan, über das ich Ihnen gerne berichten möchte.

Der Vorstand (Prof. Dr. Boris Braun, Frau Dr. Anke Schüttemeyer und ich) hat alle Geschäfte über diesen Sommer auf dem Korrespondenzweg (per Brief oder E-Mail) erledigen können. Zu Ihrer Information sei hier die neue Adresse von Herrn Braun und Frau Schüttemeyer noch einmal aufgeführt. Für beide lautet sie: Institut für Geographie der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Lehrstuhl für Geographie I, Am Kranen 12, D-96045 Bamberg.

Unsere **Homepage / Website** unter der Adresse www.australienstudien.org wird weiter ausgebaut und aktualisiert. Ich lade Sie ein, sich insbesondere den „Call for Papers“ für GAST 2004 in Hamburg anzuschauen. Auch lade ich Sie wieder ein, Vorschläge für weitere Links oder Anregungen zur inhaltlichen Weiterentwicklung an mich zu schicken.

Die neueste Ausgabe unseres **Newsletters** ist inzwischen erschienen und sollte Ihnen im Spätsommer zugestellt worden sein. Ich danke Herrn Prof. Dr. Gerhard Leitner in Berlin sehr herzlich für seine Arbeit als Herausgeber. Ebenfalls sei Herrn Prof. Dr. Horst Prießnitz aus Wuppertal gedankt, der wiederum den Versand des **Newsletters** besorgt hat.

Zusammen mit diesem Rundbrief erhalten Sie den „Call for Papers“ für unsere **9. Zweijahrestagung 2004 in Hamburg**. Der Organisator, Herr Prof. Dr. Gerd Dose, freut sich natürlich über ein reges Interesse, viele gute Vortragsangebote und eine zahlreiche Teilnahme unserer Mitglieder.

Zu den Außenkontakte kann ich melden, dass ich mich im Juli wieder mit Nigel Stanier, dem Zweiten Sekretär und Kulturrattaché der **Australischen Botschaft** in Berlin, getroffen habe. Das geplante Gespräch mit der neuen Botschafterin Australiens in Deutschland und der Schweiz, Frau Pam Fayle, musste auf Oktober verschoben werden. Ich habe der Botschafterin die Anliegen unserer Gesellschaft deutlich gemacht. Wir haben gemeinsam die Problematik der finanziellen Unterstützung sehr ausführlich besprochen. Eine Unterstützung unserer Aktivitäten und Bemühungen, die auch nur in sehr entfernter Weise mit den Beiträgen anderer Länder an entsprechende wissenschaftliche Gesellschaften (z.B. Kanada und die GKS) vergleichbar wäre, kommt für Australien nie in Frage. Die Haltung der australischen Regierung geht davon aus, dass sich wissenschaftliche Forschung nicht aus öffentlichen Geldern finanzieren sollte. Frau Fayle verwies uns auf intensiveres „Fund-raising“ im privatwirtschaftlichen Sektor. Sie hat indirekt sehr deutlich zum Ausdruck gebracht, dass es der australischen Regierung egal ist, wie Australien von der internationalen Wissenschaftsgemeinschaft gesehen wird. Die wissenschaftlich fundierte Außensicht interessiert nicht. Jedenfalls nicht stark genug, dass dafür Gelder aufgewendet würden. Immerhin bewundert Frau Fayle persönlich unsere Bemühungen, und sie hat versprochen, dass sie sich ernsthafte Gedanken darüber machen werde, wie sie uns trotz der vorherrschenden Haltung ihrer Regierung dennoch in ganz bescheidenem Rahmen unterstützen könnte. Sie hat jedenfalls die Einladung an unsere 9. Zweijahrestagung in Hamburg angenommen und versichert, dass sie an der Eröffnungsveranstaltung aktiv teilnehmen werde, wenn nicht andere dringende Geschäfte ihre Anwesenheit verhindern. Die Botschaft werde aber auf alle Fälle vertreten sein.

Vom **Australia Centre** in Berlin habe ich auch in dieser Periode nichts vernommen. Wir sind weiterhin gespannt auf die Entwicklung.

Schließlich möchte ich Sie noch einmal auf unseren **Förderpreis** für den wissenschaftlichen Nachwuchs aufmerksam machen, der im kommenden Jahr wieder verliehen werden soll. Bitte, ermuntern Sie junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die eine ausgezeichnete Arbeit geschrieben haben, zur Einreichung ihrer Arbeit.

Sie erhalten mit diesem Rundbrief die folgenden **Anlagen**:

- Einladung zu unserer nächsten Mitgliederversammlung am 13.02.2004 in Bonn
- „Call for Papers“ für Hamburg 2004
- Ausschreibung Förderpreis 2004
- Zahlungserinnerung oder Quittung für Mitgliedsbeitrag

Ich wünsche Ihnen allen eine schönen Weihnachtszeit und freue mich auf unser Treffen im Februar 2004 in Bonn und im Herbst 2004 in Hamburg.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr
Prof. Dr. Rudolf Bader
Erster Vorsitzender